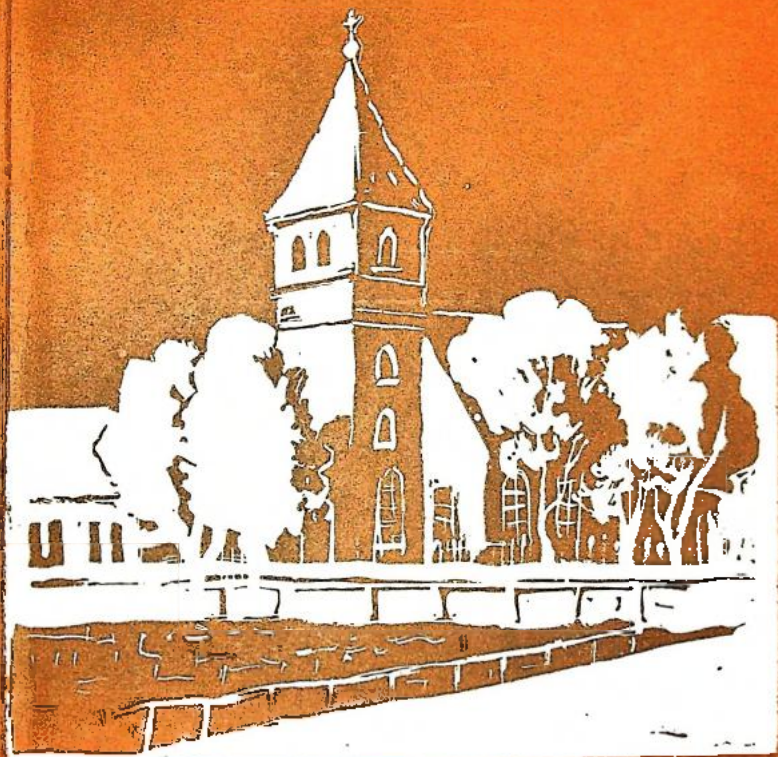




Heimatgruß



Jahrbuch der
Deutschen aus Litauen

1963

DER
DEUTSCHE

AUS LITAUEN

LIEST

SEIN HEIMATBLATT

DIE

Heimatstimme

Heimatgruß

Jahrbuch
der Deutschen aus Litauen
für 1963

Landsmannschaft der Litauen - Deutschen

Herausgeber:
Landmannschaft der Litauen-Deutschen

Zusammenstellung:
Ehsabeth Josephi, Sarstedt

Druck:
Gerhard Rautenberg, Leer (Ostfriesland)

Zum Geleit

Zur Jahreswende 1961/62 war es nicht möglich gewesen, das fällige „Jahrbuch 1962“ herauszubringen, mit um so lebhafterer Freude und Dankbarkeit begrüßen wir nunmehr das Erscheinen des „Heimatgrußes 1963“, den uns der rührige Mitarbeiterkreis gemeinsam mit der unermüdeten Schrittleitung unserer „Heimatstimme“ auf den Weihnachtstisch legt.

Im Sommer 1963 wird unsere Landsmannschaft auf ihr zehnjähriges Bestehen zurückblicken und dieses Jubiläum mit einem 2. Bundestreffen der Litauendeutschen im Bundesgebiet recht festlich begehen dürfen. Unsere guten Wünsche für das nächste Dezenium des Geburtstagskindes lassen sich schon jetzt dahin zusammenfassen, daß es ihm vergönnt sein möge, neben der Teilnahme am Aufbau eines in Frieden und Freiheit geeinten deutschen Vaterlandes noch an der Schöpfung eines freiheitlichen Gesamt Europas mitzuwirken. Deshalb rufen wir alle uns bisher fernstehenden Landsleute, vorwiegend die vielen Litauendeutschen in Übersee auf, sich uns bald anzuschließen und durch die Gründung von Zweigstellen sowie litauendeutschen Freundschaftskreisen unsere Arbeit tatkräftig zu unterstützen.

Johannes Strauch

Sprecher der Landsmannschaft der Litauendeutschen

Linz (Rhein), im September 1962



Prof. Dr. J. Strauch.

AUCH DIE PATENSTADT GRÜSST



Bürgermeister Klasmeyer

Anlässlich der Übernahme der Patenschaft haben wir mit großem Interesse die Jahrbücher der vergangenen Jahre gelesen. Auch wir haben es bedauert, daß der „Heimatgruß“ im abgelaufenen Jahr ausblieb. Wenn nun 1963, dank des Einsatzes bewährter Mitarbeiter, der „Heimatgruß“ wieder allen Landsleuten ins Haus kommt, so sollen ihn auch unsere besten Wünsche und unsere Grüße an alle Leser begleiten.



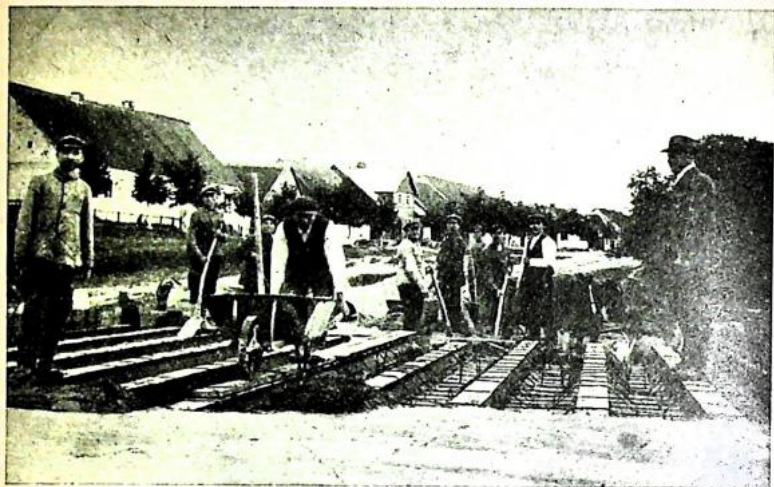
Stadtdirektor Dr. Evers

Die Beziehungen zwischen Landsmannschaft und Patenschaft haben sich in den vergangenen Jahren immer mehr vertieft und gefestigt. Möge dies auch in Zukunft der Fall sein und seien Sie uns alle, wann immer der Weg Sie einmal nach Neheim-Hüsten führt, in den Mauern Ihrer Patenstadt recht herzlich willkommen.

Neheim-Hüsten, im November 1962

*Klasmeyer
Bürgermeister*

*Dr. Evers
Stadtdirektor*



Brückenbau in Wischtylen auf der Straße nach Kybarten.



Die Duonelicio gatve in Kauen um 1923.

MARGARETHE BELOW:

Erinnerungen

an

LITAUEN

Man mußte es liebhaben — besonders als ein Mensch des Ostens — dieses herbe, weite Land mit den dunklen Wäldern und den malerischen Flußtalern. Die Lage von Kowno z. B. konnte den Vergleich mit mancher schönen Stadt in der Welt aufnehmen. Das erkannten die deutschen Soldaten im ersten Weltkrieg und auch sonst jeder, den sein Weg nach Litauen führte. Und wer unvorbereitet hierher kam, stellte mit Staunen fest, daß überall im Lande deutsche Menschen wohnten, seit 50, seit 100 und mehr Jahren, daß sie deutsche Kultur mitgebracht hatten — was man an der Bauweise ihrer Häuser und Kirchen sah —, daß sie deutsche Sitten und Gebräuche erhalten hatten, ja hier in der fremdvölkischen Umgebung vielleicht noch stärker ausgeprägt als in der Heimat. Das war für den deutschen Besucher immer ein besonderes Erlebnis, deutsch sprechende Menschen mit deutschen Namen zu treffen und, wenn er dann weiterforschte, auf deutsche Bauernhöfe, deutsche Schulen, Pastoren, in den Städten deutsche Handwerker und Kaufleute, ja einen Großindustriellen wie die Firma Tillmanns zu stoßen.

Man wußte vom Deutschtum in aller Welt, man hörte und las viel von der benachbarten Volksgruppe der Baltendeutschen. Aber wenige kannten die Litauendeutschen im Norden und Süden und im Zentrum des Landes, in der Hauptstadt Kowno-Kaunas. Vielleicht noch an den Grenzen von Ostpreußen, meiner Heimat, wo es einen Austausch gab, nicht nur geschäftlicher Art. Da waren vielfache Familienbindungen; man war gleichen Stammes, oft Salzburger Herkunft, hatte hinüber und herüber geheiratet, besuchte sich, solange es möglich war, zu frohen und ersten Gelegenheiten. Die Kinder der Deutschen jenseits der Grenze kamen zu Verwandten nach Ostpreußen, um hier die Schule oder Universität zu besuchen, aber sie blieben nicht. Wenn sie ausgebildet hatten, stellten sie ihre Kräfte der Heimat zur Verfügung, die sie liebten. So habe ich, es erlebt und die ersten freundschaftlichen Beziehungen gewonnen.

Eine fröhliche Erinnerung aus Jugendzeiten waren auch die Fahrten zur Grenzstadt, der kurze Besuch drüben, der ohne besondere Schwierigkeiten

rigkeiten möglich war, und die köstlichen Bonbons, die es da zu kaufen gab.

Später lernte ich bei verschiedenen Besuchen andere Teile des Landes kennen und gedenke dankbar der lieben Menschen und ihrer unübertrefflichen Gastfreundschaft. So kam ich in die deutsche Schule nach Schoden und in das Internat mit ihren freundlichen Leiterinnen.

In dieser wohl ärmsten Gegend des Landes war mit einfachen Mitteln ein kleines Zentrum deutschen Lebens entstanden, das den Kindern einen Halt für ihr Leben mitgab. Das zeigte sich in der Anhänglichkeit ehemaliger Schüler. Ebenso war es im Allersheim und Waisenhaus Scharken, von einem baltendeutschen Pastoren gegründet nach dem großen Vorbild von „Bethel“, in demselben Geist der selbstlosen Nächstenliebe und Opferbereitschaft, entstanden unter schwierigsten und primitivsten Voraussetzungen, wie wir es uns heute gar nicht mehr vorstellen können. Es kam mir vor wie innere und äußere Mission zugleich. Aber ich habe mich sehr wohl gefühlt dort, und die Verbundenheit mit einzelnen Menschen besteht bis heute. Das Heim lag so idyllisch und ich war im Frühling dort, so daß es in meiner Erinnerung mit Fliederduft und Vogelsang verbunden ist, erfüllt von wunderbarem Frieden und stiller Geborgenheit, fernab von aller Unruhe der Welt, aber auch von allem Weltgeschehen. Die enge Verbindung mit der Landwirtschaft, die den Betrieb trug, war so gesund und lehrreich für die Kinder. Sie wuchsen natürlich und unverwohnt heran und erhielten mit ihrer Fröhlichkeit das Leben der alten Menschen — das war eine gute Zusammensetzung.

Ein andermal lernte ich Schaulen kennen, sein Pastorat, seine Schule, erlebte die herzliche Gastfreundschaft in einer deutschen Familie. Es war eine häßliche Stadt — das darf ich wohl sagen —, nur nach dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit angelegt. Sie lag ja an einem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt und aller Verkehr ins Nachbarland nach Norden ging über Schaulen. Daher war reges Leben in der Stadt, auch in der Volksgruppe. So nahm ich bereichernde Eindrücke mit. Unabhängig von äußerer Schönheit lebte man in einem bestimmten Stil, aufgeschlossen für innere Werte.

Allmählich lernte ich die verschiedene Mentalität der einzelnen Gruppen kennen, je nach Zeit und Art ihrer Einwanderung, und sah, wie sie sich im Laufe der Jahre immer enger zusammenschlossen und zentral geleitet wurden — ein Baum, der im Wachstum begriffen war und dann so jäh geknickt wurde. Von den Deutschen entlang der ostpreußischen Grenze sprach ich schon. Sie waren ja allmählich herübergesickert. Wohl waren wir uns noch ähnlich in der Beharrlichkeit und Bedächtigkeit, zu der der Grenzlandmensch erzogen wird. Aber ihre Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten waren doch sehr verschieden von den unsrigen. Das habe ich bei Besuchen dort kennengelernt, in Stadt und Land, in Schule, Pfarrhaus oder Privathaus. Alle die freundlichen, so gastfreien Menschen, sofern sie noch leben, sind nun weit verstreut. Aber manchmal begegne

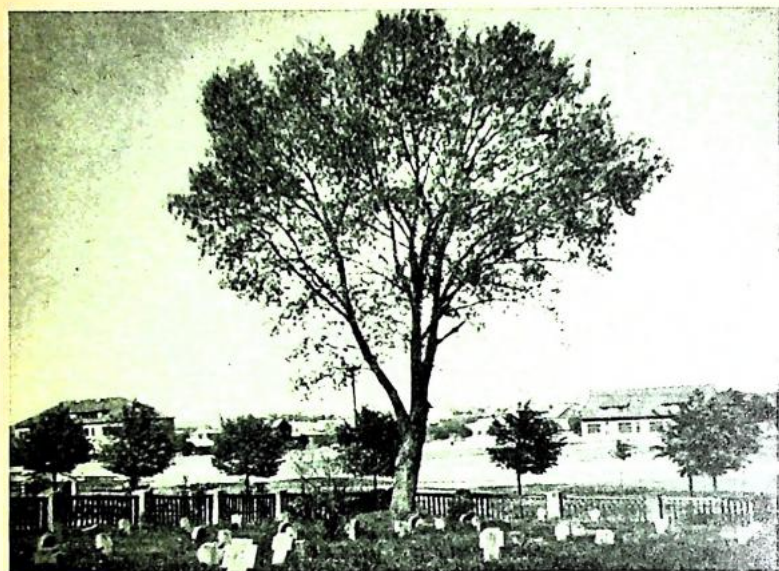


Teilansicht der deutschen Tillmannswerke in Kauen. Rechts die Mauer gehört zum Kautener Militärkrankenhaus (karo tigonine).

Ich noch jemandem aus den Reihen der Litauendeutschen und, wenn wir uns auch nicht gekannt haben, so finden sich doch gleich Beziehungen und eine gewisse Vertraulichkeit ist da.

Auch an schöne und frohe Tage in Kowno denke ich, wo deutsch-kulturelles Leben sich noch lange recht frei entfalten konnte, wo das deutsche Gymnasium der heranwachsenden und strebenden Jugend eine hohe Bildung gab — aus dem ganzen Lande kamen sie hier zusammen. Denn es gehörte ja das gut eingerichtete Internat dazu, das der Jugend ein sorgsames Zuhause bot. Sicher denken viele, die heute im Beruf stehen, gern an diese Zeit zurück. Es ergab sich überall eine gute Gemeinschaft innerhalb der evangelischen Kirchengemeinden, im Anschluß an die Schulen, wie sie mancher heute in der Zerstreuung vermissen wird.

Und auch in Kowno mit seinen mancherlei städtischen Abwechslungen begegnete ich derselben großzügigen Gastfreundschaft, die für die Menschen im Osten so typisch ist und sie so liebenswert macht. Gern denke ich an das freundliche Haus auf dem Grünen Berg, diesem hübschen Villenviertel, an gemeinsame Spaziergänge und den herrlichen Fernblick von den Höhen.



Deutscher Soldatenfriedhof in Schaulen, während des ersten Weltkrieges angelegt.

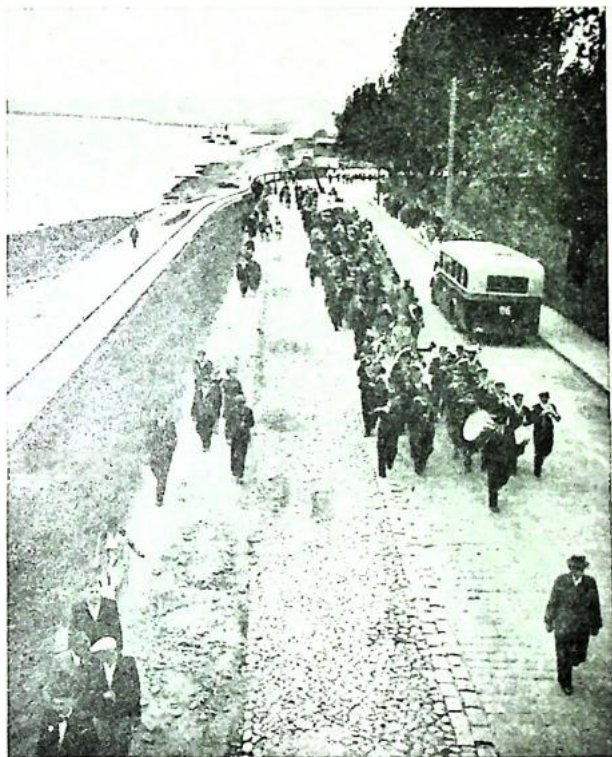
Ein andermal trafen wir uns in dem Fischerhaus an der Ostsee, an dem schmalen Küstenstreifen, der zu Litauen gehörte und von so reizvoller Natürlichkeit und Verschwiegenheit war — ganz anders als alle Ostseebäder. Man wohnte bei Fischern, ab wie sie und nahm teil an ihrem Ergehen. Im übrigen war man völlig gelöst von aller Unruhe und Sorge des Alltags, hatte wirkliche Ferien. Gelegentlich zog ein Schiff am Horizont vorüber, ruhig fuhren die Fischerkähne hinaus, ihre Netze auszuwerfen. Das konnte man alles vom Strande aus beobachten. Es waren sommerliche Tage, wohl auch mal kühl, aber doch beständiger als jetzt — oder ist das Einbildung?

Und dann kam ein Tag, da stand ich auf dem festlich geschmückten Bahnhof des Grenzüberganges, um die Freunde zu grüßen, und die Wagen mit den Umsiedlern rollten „heim ins Reich“. Was bewegte sie alle: Freude, Wehmut, Angst vor der Zukunft? Es begann ein neuer Lebensabschnitt auf hellen und dunklen Pfaden. Davon werden die erzählen, die es erlebt haben.

Meine Gedanken gehen noch einmal nach Osten. Die Menschen sind fort, verstummt. Aber die Steine reden noch, die Gräber auf den

Friedhöfen und manches, was geschaffen wurde. Andere dürfen weiter aufbauen auf dem, was die Deutschen verlassen mußten. Ihnen bleibt nur die Erinnerung:

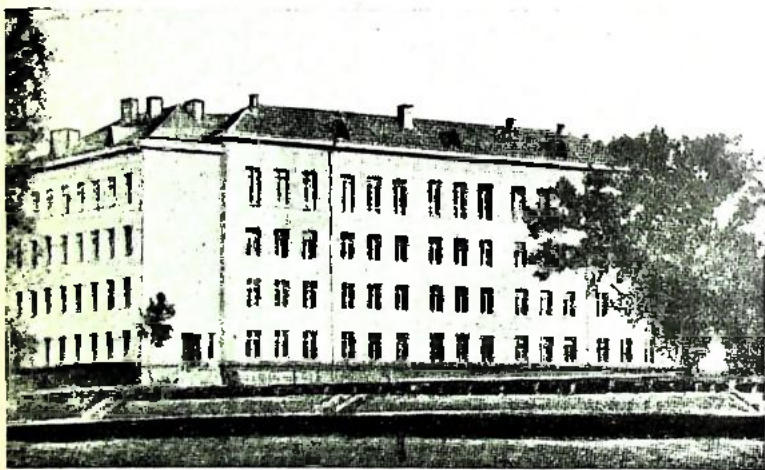
„Was man liebt, kann nie vergehen,
heimatlich vertraute Töne
überall uns treu umwehen;
denn die Heimat bleibt bestehen
in dem Liede ihrer Söhne.“



Schanzer Teilnehmer an einer „Kariuomenes Svente“ (Feiertag des Heeres) marschieren durch Karmeliten nach Hause.



Litauen heute. Der künstliche See bei Kauen-Petruschonen. Nach Angaben seiner Erbauer soll er rund 20 Quadratkilometer groß sein.



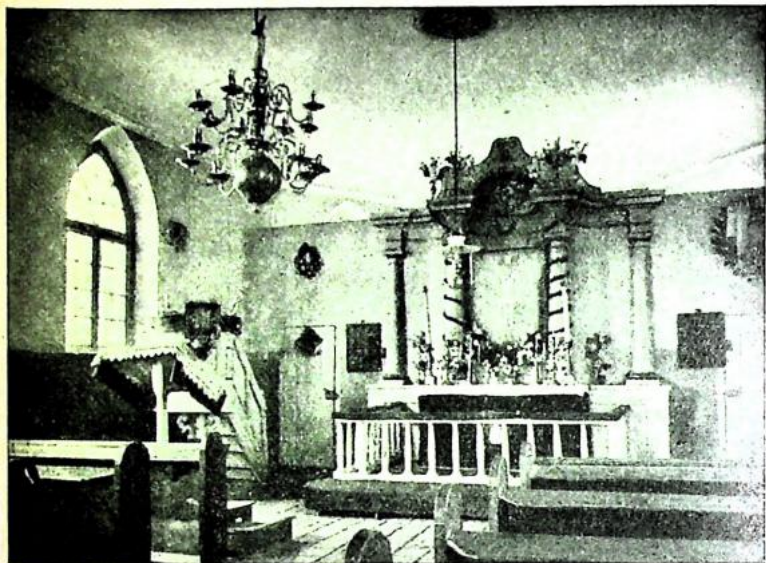
Litauen heute. Eine neue Volksschule in Prienai.

Friedlich- freundliche Koexistenz

Ja, das hat es wirklich einmal gegeben in den zwanziger Jahren nach dem Ersten Weltkriege, und zwar im kleinen litauischen Grenzstädtchen Schoden (lit Skuodas), das 1572 vom polnischen Grafen Johann Chotkewicz auf seinem Erbgute Skudy als „Stadt mit deutschen Rechten und Freyheiten“ gegründet und von ihm nach seinem Namen „Johannisbergk“ getauft wurde. Daß diese Stadt, von der es in der vorreichen Stiftungsurkunde u. a. heißt: „Es sol kein Vogt verordnet oder gesetzt werden, ehr sey denn ein geborener Deutscher und Einwohner der Stadt“, in der Zeit, von der ich berichten will, noch eine deutsche Stadt war, kann allerdings nicht behauptet werden; es sei denn, — man saß in den behaglichen Wohnräumen des allen deutschen Hauses am Markt und plauderte mit Frau Katterfeld, der neunzigjährigen „Schodenschen Großmutter“, deren Sohn damals in der vierten Generation Schodenscher Apotheker war — da konnte man die Goggenwart vergessend, in frühere Jahrhunderte zurückversetzt leben!

Von den etwa 4000 Einwohnern, die in den zwanziger Jahren dort lebten, waren nur etwa 50 Deutsche. Die zweitstärkste Volksgruppe nach den rund 3000 Litauern bildeten die Juden, die zur Zeit der neuen litauischen Staatsgründung den Handel absolut beherrschten, so daß der Fremde, der nach Schodem kam, wohl den Eindruck einer vorwiegend jüdischen Stadt gewinnen konnte. Außerdem lebten in Schoden auch mehrere lettische Familien (die lettländische Grenze war ja nur zwei km entfernt) und einige Russen und Polen. Trotz ihrer geringen Zahl spielten aber die Deutschen in Schoden auch damals noch eine gewisse Rolle: einmal lieferten sie den Hauptbeitrag zu den studierten Bürgern der Stadt — einer der Ärzte, der Pastor und der Apotheker waren Deutsche, ferner war ein Deutscher auch der Pächter der großen Wassermühle, deren Wert von ihm durch Anbau einer Tockerei und Spinnerlei, besonders aber durch das Elektrizitätswerk, das den ganzen Ort mit Licht belieferte, ganz bedeutend erhöht worden war. Er ist dazumal jedenfalls der wohlhabendste Mann am Ort gewesen, dazu ein Mann von größter Freigiebigkeit und Gastfreundschaft.

Wenn ich nun von friedlich-freundlicher Koexistenz in Schoden erzählen will, so wird es sich dabei in der Hauptsache um das Verhältnis der Litauer, der Deutschen und der Juden zueinander handeln. Die Deutschen standen damals bei den Litauern noch hoch im Ansehen — was ja eigentlich selbstverständlich war, denn der Eroberung Litauens durch das deutsche Heer verdanken ja die Litauer



Das Innere der evangelisch-lutherischen Kirche in Schoden.

die Loslösung von Rußland und somit ihre Selbständigkeit, nachdem sie von den Russen über ein Jahrhundert lang schwer unterdrückt worden waren. Auch war dem litauischen Volk ein überheblicher, sich feindlich gegen eine andere Nation richtender Nationalismus damals noch fremd. Man konnte es erleben, daß ein vom Lande nach Schoden kommender Bauer nach dem Arzt fragte und dabei betonte, er wolle zum deutschen Arzt — der Deutsche, obwohl unbekannt, genoß eben sein besonderes Vertrauen. Groß war auch — schon seit Generationen — das Vertrauen zu der bereits erwähnten deutschen Apotheke, deren Heilmittel für Menschen und Vieh weit und breit den besten Ruf im Volke hatten.

Gut war auch das Verhältnis der Deutschen zu den jüdischen Kaufleuten, von denen man gut und durchaus großzügig bedient wurde. Ich denke mit Dankbarkeit an so manchen der jüdischen Geschäftsleute, mit denen ich dank meinen vielfachen Bauunternehmungen und der Beschaffung der mannigfachen Versorgungsmittel für die deutsche Schule mit dem dazugehörigen Internat und später für die Anstalt der Inneren Mission „Emmaus“ viel zu tun hatte.



*Litauisch-deutsche „Koexistenz“ während des Ersten Weltkrieges:
litauische Mädchen schmücken den deutschen Soldatengriedhof in
Jonischkėlis.*

Im einzelnen dokumentierte sich das freundliche Verhältnis der drei Volksgruppen z. B. in der häufig zusammenkommenden gemüthlichen Kartenpartie des deutschen, litauischen und jüdischen Arztes. Letzterer wurde nach dem leider sehr frühen Tode des mir befreundeten Dr. Willert unser Hausarzt — ein feingebildeter Mann, der ein warmes Interesse für meine Deutschtumsarbeit hatte und mir ein Geldgeschenk als Fond zur Schaffung eines Krankenzimmers für unser Schulinternat machte. Auch mit dem litauischen katholischen Dekan kam man öfters zusammen, gern besuchte er unsere deutschen Schulfeste und hatte besondere Freude an Advents- oder Weihnachtsspielen unserer Schulkinder. Und im Hause des Müllers Ehlert gab es zu häuslichen Festen, wie Geburtstagen oder in der Weihnachts- und Osterzeit, oft ein fröhliches Völkergemisch.

Besonders trat die freundliche Koexistenz in den zweimal jährlich stattfindenden großen Wohltätigkeitsfesten in Erscheinung. Ich denke gern an die sich durch Wochen hinziehenden fröhlichen Vorbereitungsarbeiten zurück, die mich mit einigen jüngeren Mitbürgern des Ortes zusammenführten, zu denen zeitweilig auch zwei junge litauische katholische Geistliche gehörten. Die Umgangssprache

war dabei zumeist die russische, die von der Zeit der russischen Herrschaft her allen geläufig war. Und was gab es dann nicht alles zum großen Feste zu hören, zu sehen, zu erleben! Musikalische Darbietungen verschiedener Art, Zauberkünste, mit denen einer der Brüder Ehlert das Publikum in wirklich frapperender Weise über- raschte, Tanz und — nicht zuletzt — vorzügliche Speisen und Getränke. Daß man in verschiedenen Sprachen redete, störte niemand. Nur das Polnische war verpönt, kam aber auch kaum in Frage, da es nur ganz wenige Polen am Ort gab, verpönt war auch der polnische Nationaltanz, die Masurka. Ich erinnere mich lebhaft eines lustigen kleinen Vorfalles auf einem dieser Feste: die junge Frau des litauischen Untersuchungsrichters, eine geborene Polin, erfreute das Publikum durch ihr Geigenspiel; nachdem sie allerlei Schönes dargeboten hatte und die Stimmung recht lustig geworden war, setzte sie plötzlich eine schelmische Miene auf und — dann erklang eine Masurka — der verpönte Tanz! (den ja im Grunde alle so gern hatten).

Aber die Stimmung war viel zu fröhlich und man war ja noch keinem bösen Nationalismus verfallen. Die Masurka wurde zwar nicht getanzt, aber die flotte Melodie wurde, ohne Ärgernis zu bereiten, mit in die Feststimmung aufgenommen. Es passierte mal auf einem dieser Feste, daß von irgendeinem Tunichtgut der den elektrischen Strom vermittelnde Draht durchschnitten wurde, — alles war in Dunkel gehüllt, der Saal voller Menschen, und die Kasse, deren Inhalt offen auf einer Schale lag, geriet in Gefahr, denn es schlich sich zu unseren Festen auch mancher unsichere Kantonist ein. Kurz entschlossen setzte sich der Kassierer, er war ein Deutscher, auf die Schale und rührte sich nicht fort von ihr, bis es erst wieder Licht gab. Er erzählte nachher, er hätte in diesen unbehaglichen Minuten gespürt, wie sich unterhalb seines Rückenendes Hände bewegten — was sie da wohl wollten...? Aber er saß feste darauf! Nach dem Fest wurden die Einnahmen gezählt und die Reineinnahmen trotz der sehr verschiedenen Kopfzahl der drei Gruppen in drei gleiche Teile geteilt: den litauischen, den deutschen und den jüdischen Teil. Daß wir Deutsche den gleichen Anteil erhielten, war durchaus berechtigt, da unsere Leute sicher am meisten zum Gelingen des Festes und besonders zum Füllen der Kasse beitrugen. Unser Teil kam wesentlich der deutschen Schule zugute.

Auch zu unseren Schulfesten luden wir die nichtdeutschen Mitbürger ein, die gern daran teilnahmen, in den ersten Jahren nach der Schulgründung im Pastorat und Pfarrgarten, später im eigenen Schulhause, das am 27. September 1925 eingeweiht wurde. Diese Schuleinweihung ist in meiner Erinnerung ein Höhepunkt meines Lebens geblieben. Ich notierte damals im Amtskalender: Es waltete der Geist der Liebe und Brüderlichkeit, es war ein Klein-Pfingsten für unsere Gemeinde.

Unter vielen anderen Gästen war auch unser Seim-Deputierter, Rudolf Kinder, aus Kowno dazu herübergekommen, und aus Riga der Vertreter des deutschen Schulwesens in Lettland, Schulrat M. v. Ra-



Ein zünftiger „Suktinis“ (Drehtanz), wie er nicht ungern auch auf deutschen Veranstaltungen aus Parkett gelegt wurde.

Geßli, und aus Königsberg Dr. Heberle, der Verfasser des Buches „Die Deutschen in Litauen“. Auch die „Spitzen“ der Gesellschaft aus anderen Volksgruppen in Schoden nahmen damals an unserem frohen Feste teil. Ich sage „damals noch“, denn die friedlich-freundliche Koexistenz war leider kein bleibender Zustand. Ein chauvinistischer litauischer Schulinspektor machte uns schon dauernd das Leben schwer. Es kam ein Gesetz heraus, welches die Aufnahme von Kindern nicht-deutscher Nationalität in unsere Schule untersagte, ein materiell großer Verlust für unsere Schule, in der zu einem großen Teil auch nicht-deutsche Kinder waren, besonders jüdische Mädchen, aber auch einige Litauer, Letten und Russen — für sie alle wurde doppeltes Schulgeld bezahlt.

Vor allem aber trug die Eingliederung des Memellandes in die litauische Republik dazu bei, ein mehr und mehr unfreundliches und schließlich feindliches Verhalten der litauischen Regierung und im einzelnen ihrer Beamtenschaft uns Deutschen gegenüber zu schaffen. Hatten wir früher von unserer Schule aus ein ausgesprochen freundliches Verhältnis zu den Lehrern und Lehrerinnen der

litauischen Schulen, so zogen diese sich nun nolens volens von uns zurück, dem Druck von „oben“ her folgend, nicht dem eigenen Triebe, — das war deutlich zu merken.

Ich will diese Verschlechterung des einst guten Verhältnisses nicht weiter ausführen, auch hier nicht des so unerfreulichen Kirchenstreites gedenken, der sich mehr und mehr verschärfte — das sind schmerzliche Erinnerungen. Sehr dankbar wollte ich vielmehr mit diesen Zeilen des freundschaftlichen Verhältnisses der verschiedenen Nationalitäten zueinander gedenken — es könnte sein! Und wahrlich, es könnte überall in der Welt sein — da, wo die Menschen frei von nationalistischer Überheblichkeit, wo sie Menschen guten Willens sind.



Das Haus der litauischen Dichterin Salomeja Neris in Palemonas.

Liebe zum Osten

Es war im Juni 1940. Ich kehrte mit einigen Studenten von einer botanischen Exkursion zurück. Schon am Bahnhof merkte ich, daß etwas Ungewöhnliches geschehen sein mußte. Leute standen in Gruppen hier und dort, sie sprachen aufgeregt miteinander, Autos fuhrn hin und her, der Bahnhof war mit Militär besetzt, das mir fremd war. Ich fragte einen Bekannten, den ich zufällig traf, der machte ein ernstes Gesicht und sagte mir, Litauen sei von den Sowjets besetzt, der Staatspräsident Smetona sei nach Deutschland geflohen, die Regierungs- und Bankgebäude seien besetzt worden. Das waren böse Nachrichten, mir wurde es sofort klar, daß meines Bleibens hier nicht länger war. Meine nur lieb gewordene Arbeit hier in Litauen mußte ich aufgeben, sie war zu Ende. Ich mußte Litauen verlassen. Die Umsiedlung der Deutschen sollte in der nächsten Zeit erfolgen.

Die nächsten Tage waren voller Unruhe. Es begann der Einzug der Sowjetarmee in Kaunas. Ein unendlich langer Zug einer grauen Armee mit Geschützen und Troß wälzte sich durch die Laisves Aleja. Stauend stand eine Menschenmenge, die noch nicht ahnte, was die Besetzung mit sich bringen würde. Besonders ist mir ein Bild in Erinnerung geblieben. Ein Soldat zog eine Kuh hinter sich an der Leine. Ein grotesker Anblick für den Einzug einer siegreichen Armee.

Eine Unglücksnachricht nach der andern verbreitete sich. Bekannte Persönlichkeiten waren verhaftet worden und in die Sowjetunion deportiert.

Umzüge mit roten Fahnen und den Bildern von Stalin und Lenin bewegten sich durch die Straßen, man sah an deren Spitze Leute, von deren Existenz früher niemand etwas gewußt hatte. Vertrauenerweckend sahen sie nicht aus.

Ich hatte keine Wahl mehr. Ich mußte weg. Meine Sachen übergab ich einem Spediteur mit dem Auftrag, sie nach Ostpreußen zu senden, nach Kriegsende, so hoffte ich, würde ich sie dann nach Kaunas zurückbringen können. Daß Litauen dem Westen endgültig verloren sein konnte, daran dachte damals noch niemand.

Ich beantragte bei der deutschen Gesandtschaft für meine Angehörigen und mich ein Transitvisum nach der Schweiz, wo ich Verwandte hatte. Mit Ungeduld wartete ich auf die Papiere. Aber es zögerte sich hin. Mir wohlgesinnte Angestellte des Botanischen Gartens warnten mich. Warum verläßt der Professor nicht das Land? sagten sie, die Sowjets planen, ihn zu verhaften, sie suchen nach einem Vorwand, nach Verfehlungen in der Leitung des „Botanikos sodas“, dessen Gründer und

Direktor ich war. Nun, einen Strick findet man jederzeit, wenn man einen hängen will, und ich war überzeugt, daß unter den zahlreichen Angestellten und Arbeitern des Institutes sich gewiß ohne Schwierigkeiten Elemente finden würden, die mir feindlich gesinnt waren. Ich mußte fort, fort, so schnell als möglich. Die letzte Nacht wagte ich es nicht mehr, zu Hause zu schlafen. Ich ging zu Bekannten, die auf dem Grünen Berge wohnten, und verbrachte die Nacht dort. Am nächsten Morgen traf ich mich, wie verabredet, mit meinen Angehörigen auf dem Bahnhof. Wir bestiegen den Zug, der in Richtung der Grenze fuhr, ich überschritt sie in Eydtkau und atmete auf.

Es war eine Flucht, kein Mensch durfte mir zuwinken, als ich die Stätte verließ, in der ich 18 Jahre gearbeitet hatte, kein Mensch durfte es wissen, daß ich die Grenze überschritt. In Eydtkau stellte ich mich dem dortigen Kommissar vor und bat, hier bleiben zu dürfen, bis mein Visum ankam. Das wurde mir und meinen Angehörigen ohne weiteres gestattet. Wir kamen in einem Gasthause unter und warteten dort zwei Wochen auf das Durchreisevisum.

Viele Flüchtlinge traf ich in Eydtkau und es kamen täglich welche hinzu. Sie berichteten von rücksichtslosem Vorgehen der Sowjets, von Verhaftungen, von Nationalisierungen, von Gewalttaten aller Art. Sie waren alle illegal über die Grenze gekommen, und der Bahnhof in Eydtkau wurde zur Zentrale, da sich alle diese Flüchtlinge trafen. Ich traf auch viele meiner Bekannten, unter anderen den früheren Ministerpräsidenten Galvanuskas, den polnischen Rechtsanwalt Jundzill aus Wilna, den Kreischeff und viele andere Litauer, Polen, auch einige Deutsche. Unsere Gespräche kreisten um die jüngsten Ereignisse, und so pessimistisch auch mancher in die Zukunft sah, was kam, hat alle trüben Ahnungen übertroffen, so eine katastrophale Niederlage hatte niemand vorausgesehen.

Oft ging ich an den Grenzfluß, der Ostpreußen von Litauen trennt, sah hinüber auf das grüne Land, wo ich so viele Jahre verbracht hatte, dessen Ursprünglichkeit mir lieb war und dessen tragisches Geschick mir sehr naheging. Ich sah die sowjetrussischen Soldaten hart an der Grenze stehen, und mir ging der Gedanke durch den Kopf, würden sie hier haltmachen oder würden sie bei der ersten Gelegenheit die Grenze überschreiten, nach Westen vorrücken? Noch durfte man solch einen Zweifel nicht laut werden lassen, denn die Sowjets galten laut Vertrag als unsere Freunde, es ging alles nach vorher bestimmtem Plan. Hier, in Eydtkau, mußte ich Abschied nehmen, nicht nur von Litauen, sondern vom ganzen Osten, meiner Heimat. Ich war in St. Petersburg, dem jetzigen Leningrad, geboren, dort hatte ich meine Jugend verbracht, war dann über Estland nach Litauen gekommen. Auch durch den Besitz meines Vaters in Weißrußland war ich mit dem Osten eng verbunden, jetzt, so fühlte ich es, war alles zu Ende, ein neuer Lebensabschnitt in Westeuropa begann. Als das Visum anlangte, fuhren wir über Berlin und München nach Zürich und dann weiter nach Genf.



Es wurde es gemacht: Nachdem das Land von der Roten Armee besetzt war, ließ man auch die litauischen Soldaten für einen Anschluß Litauens an die Sowjetunion „freiwillig demonstrieren“. Auf unserem Bild: das Kavener Ingenieursbataillon.

Bei meiner Fahrt durch Deutschland empfing ich den Eindruck, das Leben gehe trotz des Krieges normal vor sich. Ich fühlte mich sicher und geborgen, brauchte keine Verhaftung durch die Sowjets zu befürchten.

In der Schweiz hoffte ich auf eine Arbeit, die meinen Kenntnissen entsprechen würde, zumal ich dort zahlreiche Bekannte hatte. Doch erlebte ich eine große Enttäuschung. Man betrachtete mich mit Mißtrauen, weil ich aus Litauen nach Deutschland geflüchtet war. Die Sowjets aber wurden als Verbündete gegen Deutschland angesehen, und auf Deutschland war man auch nicht gut zu sprechen.

Es war mir schwer, ja kaum möglich, mich in die Verhältnisse dort hinzuzufügen. Der Unterschied zu meiner bisherigen Umgebung war zu groß. Da erkannte ich erst, welch ein Unterschied es ist, ob man in einem Lande nur zum Besuch weilt oder ob man sich dort ansiedeln will und nach Arbeit suchen muß. Wer eine Reise macht, wurzelt in seiner Heimat, und im Hintergrunde all der neuen und schönen Eindrücke steht das feste Zuhause. Wer aber losgelöst wie ein Blatt im



Der Verschacherung letzter Akt: Die Delegation des sowjetischen Seims in Moskau überbringt die „Bitte“, in die „große Völkerfamilie“ aufgenommen zu werden. Ganz rechts hinten im Wagen Justas Paleckis.

Winde ist, der muß erst Fuß fassen, der muß sich eine neue Heimat schaffen, das gelingt nicht jedem, es ist in jedem Falle sehr schwer. Die Sehnsucht aber bleibt, die Liebe zu dem Land, zu der Umwelt, in der man sein bisheriges Leben verbracht hat, lebt in einem unauslöschlich weiter.

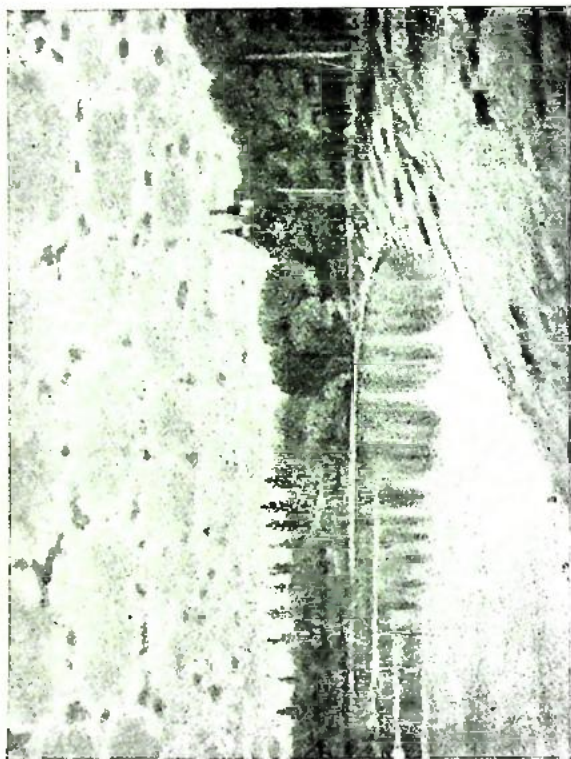
Die Stadt Zürich, mit ihrer reizvollen Umgebung, kam mir wie aus der Spielzeugschachtel genommen vor. Sie war so sauber, so rein, die Häuser so blitzblank, die Straßen musterhaft gelegt, das ganze Leben so geordnet, und ich atmete einmal förmlich auf, als ich in Genf an einer Stelle einen schiefen Gartenzaun bemerkte, der erinnerte mich an mein geliebtes Litauen. In der Unberührtheit, in der Ursprünglichkeit des Ostens war man mit der Natur viel mehr verbunden als hier im Westen. Die grünen Wiesen, die Wälder, die mächtige Memel, die blauen Seen Litauens, wer könnte auch vergessen? Damals war die Landschaft noch nicht industrialisiert und das Volk noch nicht von einer materialistischen Lebensauffassung erfüllt. Der Sprung aus dem Osten nach der schönen, aber stark industrialisierten und materialistischen Schweiz war zu groß, ich konnte mich nicht einleben. Als sich mir

eine Gelegenheit bot, noch während des Krieges nach Litauen zurückzukehren, ergriff ich sie mit Freuden. Ich fuhr zurück. Vieles hatte sich geändert, die Bekannten waren weggezogen, die Gesichter auf den Straßen waren fremd, viele neue Menschen waren in Kaunas, aber die Natur und die Landschaft waren unverändert. Ich war glücklich. Tagelang streifte ich umher und meinte, in meine Jugendzeit zurückgekehrt zu sein, nach Hause gekommen zu sein. Es lockte mich auch wieder meine alte Arbeit ... aber wie kurz war diese Zeit. Der Rückzug der deutschen Truppen kam, ich wurde nach Österreich verschlagen. Dort gefiel es mir schon besser, dort spürte ich noch einen Hauch des Ostens. Ich fand Befriedigung in meiner wissenschaftlichen Arbeit, meiner Lebensaufgabe, die von Jugend auf mein Ziel gewesen war. Ich folgte einem Ruf nach Bagdad und wurde dort Professor, als sich in Istanbul und nachher im fernen Kabul etwas bot, ging ich dahin und schließlich lockte mich ein Auftrag in Izmir-Smyrna, wo ich jetzt arbeite. Hier bin ich wirklich befriedigt. Wenn auch die Landschaft sehr verschieden von der ist, in der ich aufgewachsen bin, mein Leben verbracht habe, so finde ich doch viel Verwandtschaftliches mit Litauen hier. Der Mensch steht nicht als Beherrscher des Landes über der Natur, er ist ein Teil der Natur. Der Türke ist in seiner Mentalität noch Naturmensch, gastlich, hilfsbereit, er hat Herz und Gemüt, das sind Charakterzüge, die mich an die Menschen im Osten, besonders den Litauer erinnern.

Der Mensch ist wie eine Pflanze, nicht dort kann sie gedeihen und blühen, wo ein kunstvoller Gartenzaun sie umgibt, sondern nur da, wo sie ihre Wurzeln in ein Erdreich senken kann, das ihrer Wesensart entspricht. So kann den Menschen keine noch so hochstehende Zivilisation glücklich machen, wenn er nicht in harmonische Übereinstimmung mit seiner Umwelt kommt. In der Türkei hoffe ich, sie am ehesten gefunden zu haben, aber meine Liebe zu meinem Osten bleibt.

Wie wissen nicht für
jede Ratlosigkeit ein Klamm-
des Wort, und nicht für
jede Trauer
einen Trost
wohl aber haben wir für
jede Not ein Gebet. Und
das ist viel - so glauben wir.

P. G.



Die Wilija bei Verkhat (W/Inagebiet).

„RUFE MICH AN IN DER NOT“

Spätherbst 1940. Wir warteten auf den Besuch der „roten Befreier“ und die Verhaftung meines Mannes, da alle unsere Freunde mit einer Ausnahme schon fortgeführt waren.

Und eines Abends war es so weit: ich war schon zu Bett gegangen, mein Mann hörte die Spätnachrichten im Deutschlandsender; da hielt ein Auto vor unserer Tür. Es klingelte. „Es ist soweit“, sagte mein Mann und öffnete. Ein Kommissar, ein Polizist aus unserem Städtchen und ein jüdischer Bürger als Zeuge kamen herein.

„Wir haben den Auftrag, eine Haussuchung zu machen und belastendes Material zu finden“. — „Bitte!“

Auch ich war aufgestanden und sah mir die unerfreuliche Durchsuchung des Schreibtisches an. Sie waren recht ordentlich, legten alles, was sie herausnahmen, wieder fein säuberlich zurück. Sie fanden natürlich nicht, was sie gerne gefunden hätten. Als sie alles durchwühlt hatten, sagte der Kommissar zu meinem Mann: „Wir sollen Sie mitnehmen“.

Mein Mann ging ins Schlafzimmer, um sich umzuziehen.

Ich saß ratlos da. Da fiel mir mein Konfirmationssspruch ein: „Rufe mich an in der Not, so will ich Dich erretten, und Du sollst mich preisen.“ Ich betete: „Lieber Gott, Du hast mir dies Versprechen gegeben. Nun bin ich in Not. Gib mir einen guten rettenden Gedanken“. Wie eine Stimme von oben kam es: „Zeig die Ahnenpässe“.

Es klang absurd, denn unsere Ahnenpässe waren erst vor einigen Tagen in der deutschen Buchhandlung in Kaunas gekauft, ohne Eintragungen, ohne Namen, leere Hefte.

Aber ich gehorchte dieser Stimme, nahm die 3 Pässe, hielt sie wie ein offenes Kartenspiel in der Hand und zeigte sie dem Kommissar.

„Kennen Sie dies Kreuz, kennen Sie diesen Vogel? Sie sehen, wir sind Deutsche. Ich fahre Montag zum deutschen Gesandten, und dann ist mein Mann frei. Ob es Ihnen aber gut bekommen wird, daß Sie einen Deutschen verhaften, ist eine große Frage,

wo doch jetzt die Umsiedlungsverhandlungen eingeleitet worden sind."

„Aber ich habe doch den Befehl, Ihren Mann zu verhaften. Was kann ich da tun?“ — „Bringen Sie ihn wieder zurück“ — war meine Antwort.

Sie fuhren ab. Nach kurzer Zeit läutete das Telefon. „Hier ist die Polizei. Wir fahren mit Ihrem Mann nach U. Dort werde ich alles erklären.“ Um 3 Uhr morgens war mein Mann zurück. In U. wurden sie, die Verhafteten, in einen Warteraum geführt, der Kommissar ging zum Oberkommissar hinein. Nach einer Weile kam dieser heraus und fragte: „Wer von Ihnen ist Deutscher?“ „Ich“, antwortete mein Mann. „Seit wann?“ „Seit meiner Geburt“. Und sind noch mehr Deutsche in Ihrem Städtchen?. „Meine Frau und meine 2 Kinder“.

Dann holte er meinen Mann in sein Zimmer, sprach mit ihm und sagte zum Schluß: „Sie können nach Hause fahren, aber sehen Sie zu, daß Sie uns nicht wieder in die Finger kommen. Dann kommen Sie nicht mehr so leicht los.“

Am nächsten Tag waren die Wahlen. Wir gingen hin und bemerkten die erstaunten Gesichter der Einwohner, denn es hatte sich schon herumgesprochen, daß mein Mann verhaftet worden war, und nun war er wieder da.



Der deutsche Generalleutnant der Polizei Krampz inspiziert in Ukmerge während des Zweiten Weltkrieges litauische Polizeieinheiten vor ihrem Einsatz gegen sowjetlitauische Partisanen.

Das KainsZeichen

Nun wurde ich transportiert. Das war mir noch nie widerfahren. Bisher hatte ich immer geglaubt, man transportiere nur Maschinen, Kisten und Fässer. Das war also offensichtlich doch ein Irrtum. Man transportierte auch Menschen. Solche Menschen, die man wie Kisten und Fässer für den Transport kennlich gemacht hatte. Mit langen, unterteilten Zahlen und Nummern. Meine hieß: 10'00/03. Außerdem stand an dem Zettel, den man mir um den Hals gehängt hatte, in krummen Buchstaben so etwas, das man ungefähr wie „Peresselednitz“ aussprach. Nur gut, daß es auch in deutscher Sprache darunterstand. Das konnte ich lesen. Es hieß: „Umsiedler.“

Es war ein Umsiedler-Transport. Wir sind ja auch nicht in einen Zug gestiegen. Wir wurden „verladen“. Vielleicht war uns darum der alte, liebe Bahnhof so kalt, so fremd, so feindlich gewesen. Unterwegs gab es auch keine freundlichen Stationen, mit kofferschleppenden Männern, weinenden Müttern und fröhlich zuwinkenden Mädchen. Nicht einmal ein pomposer Bahnhofsvorsteher mit roter Mütze erschien. Wir wurden ja transportiert. Ware wird transportiert, nicht Menschen.

Manchmal wurde gehalten. Lokomotiven müssen gewechselt werden. Zuweilen brauchten sie auch frisches Wasser zum Trinken — oder schwarze Kohlen zum Fressen. Vielleicht lag es auch am Zugführer, der nach Hause ging, weil sein Dienst zu Ende war. Dann kam eben ein anderer und transportierte weiter. Es war eben ein Umsiedler-Transport. Menschen wurden transportiert, wie Ware.

In einem abgelegenen Zipfel einer östlichen Provinz Deutschlands wurden wir ausgeladen. Oder — vielleicht stiegen wir auch aus. Dann brachte man uns (oder gingen wir etwa selber?) in ein Lager. Bis dahin hatte ich immer gemeint, Menschen könne man nicht lagern. Von den Äpfeln aus meines Großvaters Garten, die jährlich in einer großen Kiste aus Wirballen ankamen, da wußte ich's: je besser gelagert, um so länger hielten sie und waren noch lange nach Weihnachten schmackhaft und frisch. Ja, das Apfel-Lager war mir bekannt. Aber das Umsiedler-Lager nicht.

Ich war auch appetitlich und frisch. Genau zwanzig Jahre alt. Nun wurde ich eingelagert. Im Umsiedler-Lager. Und damit wir nicht faul werden sollten, wie manche Äpfel, wurden wir bewegt. Es gab viel Schnee im Lande. Wie zu Hause. Nur daß man zu Hause in Litauen über die Schneewehen auf der Straße mit dem Schlitten fuhr und umkippte. In Deutschland gab es solche „Unordnung“ nicht. Vielleicht,

weil es keine Schlitten gab und kein großes Lachen dabei. In Deutschland gab es Autos. Die steckenblieben. Darum bekamen wir Jungen Schaufeln in die Hand gedrückt und wurden wieder transportiert. Zum Einsatz, wie alle Graublauen mit dem Adler auf dem Armel sagten. Wir waren Straßenkehrer mit Abitur und auch ohne. Nur waren wir allesamt keine gelernten Straßenkehrer. Den Schnee haben wir dennoch beiseite geschafft. Die Autos fahren wieder. Sie brachten neue Umsiedler in neue Lager. Es wurde weiter transportiert. Ohne Transport-Schwierigkeiten. Umsiedler.

Zusammengepfercht und verschüchtert warteten wir der Dinge, die da kommen sollten. Und aßen Margarine. Nach der ersten „Ausgabe“ (früher hatten wir unsere Lebensmittel im Schrank oder holten sie beim Itzek an der Ecke ...) fütterten wir die Wochenration am selben Nachmittag auf. Margarine schmeckte so wunderbar neu. Ganz anders als Butter. Wir hatten noch nie Margarine geschmeckt. Schade, daß es diesmal nur Marmelade gab. Das nächste Mal auch. Und dann wieder. Skilandis war nie dabei. Speck auch nicht.

Nichts gegen den dicken „Icke“. Das war unser „Lagerführer“. Den hatten wir uns nicht aus Litauen mitgebracht. Ich nehme an, der wurde nicht transportiert. Der kam gereist. Reisen muß schön sein, dachten wir uns. Der „Icke“ kam aus Berlin. Berlin muß schön sein, dachten wir. Aber er land es schön in dem abgelegenen Zipfel der östlichen Provinz Deutschlands. Und wurde immer dicker. Vielleicht auch seine Cousinen in Berlin. Ich hab' es damals nicht gewußt. Das war nicht schade. Aber er war von der „EB-eß“

Von der waren auch andere. Die haben uns sortiert. Genauso, wie man Ware sortiert. Erste Klasse, zweite Klasse, dritte Klasse ... oder Klasse A, Klasse O ... Und haben uns das Kainszeichen eingebrannt. Weil man Ware kennzeichnen muß. Das ist Vorschrift. Außerdem konnte man ja kaputtgehen. Dann war es leichter zu reparieren, wenn das Blutgruppenzeichen gleich unter dem Arm eingebrannt war. Mir tat meine Schwester leid, weil die die Blutgruppe AB hatte. Die wurde länger gebrannt — Schließlich waren wir alle gekennzeichnet. Männer und Frauen, Mädchen und Kinder. Nur bei der SS haben wir gar nicht gedient. Wir waren nur Gebrannte. Die scheuen das Feuer.

Kommen eines Tages Männer mit steifen Mützen und schwarzen SS-Spiegeln in das Lager. Haben jeder ein Kofferchen in der Hand. Waren aber keine Lauktuves drin. Kam der „Icke“ und sagt: „Alle Männer zwischen 16 und 46 in den Speisesaal.“ Er hat das noch ein paarmal sagen müssen. Dann waren alle da. Stieg einer — ohne sein Kofferchen — auf das Rednerpult. Hielt eine „zündende Rede“. Was der Führer alles für uns getan hatte. Wir dachten im stillen an Margarine und Kunstthong. Weil der Adoll doch so ein Künstler oder Kunstliebhaber sein sollte. Ob er auch Kunstthong aß? Na denn: „EB-eß.“ Aber das gehört nicht zum Thema. Darum schrien wir „Heil“, als alles vorbei war. Sangen auch pflichtschuldigst die Hymnen. Und wollten gehen.



Der Umsiedler reiste nicht, der Umsiedler wurde transportiert.

„Alles nochmal hinsetzen.“ Inzwischen hatten wir Gehorchen gelernt. Kaum saßen wir, stand schon wieder einer auf. Einer von uns. Und sagte: „Zum Dank für unsern Führer melden wir uns alle freiwillig zur Waffen-SS!“ — Das war uns neu. Wir hatten mit dem Kerl vorher gar nicht gesprochen. — Es half uns nichts. Die feinen SS-Herren gingen zu ihren Kofferchen, machten sie auf, packten aus. Die einen holten weiße Kittel heraus und lange Gummischlauche, die sie sich in die Ohren steckten. Das waren Ärzte. Die andern angellten dicke Stöße unbeschriebener Formulare hervor, auch Waagen und Meßgeräte. Das war die Musterungskommission. Und gemustert wurden wir. Für die Waffen-SS. Man sagt, freiwillig. Jedenfalls sagten das die Herren, deren steife Mützen jetzt verkehrt herum auf den Stühlen lagen. Und später auch andere. Die andern waren aus Amerika gekommen. Oder aus England. Als alles vorbei war. Die hatten auch steife Mützen. Nur andere. Aber sie sagten auch: „Freiwillig!“ und einige nicht literaturfähige Ausdrücke dazu.

Ich, Frank Schindelmeiser, Sohn ehrbarer Eltern, 20 Jahre alt, wurde auch gemustert. „Freiwillig.“ Mir war zum Kotzen. Nicht so den verwandelten Herren. „Prima Bursche“, „Gesund“, „Keine Hämorrhoiden“, „Kräftiger Muskelbau“. „Spricht fließend deutsch“ — und wie die

aktenkundig werdenden Belobigungen alle hießen. Warum war ich nicht so schlau wie Heinz. Der hörte schon seit fünf Minuten auf dem rechten Auge nicht, obwohl der Grüngraue im weißen Chalat brüllte wie auf dem Exerzierplatz. Heinz wurde entlassen. Hermann Schindelmeiser, mein Halbbruder, auch. Der konnte auf dem linken Ohr plötzlich seit Kindheit an nichts sehen... Nur mein Aktenformular wurde immer voller.

An der letzten Instanz bin ich gescheitert. Oder gerettet. Es war das Längenmaß. Ich war ein kleiner Schindelmeiser. Wir sind meistens kleine Leute. Ich war auch ein kleiner Leut. Gott sei Dank.

Die andern wurden eingezogen. Dann sind sie ausgezogen. Nach Italien, Rußland und in die Normandie. Auf die meisten von ihnen warten wir bis heute. Sie kamen nicht wieder. Man sagte damals, sie wurden verheizt. Wie Holz. Von Kisten oder alten Fässern. In denen vorher transportiert worden war. Das war das Ende des Transportes. Nur — Menschen waren sie nie. Auch diejenigen nicht, die zurückkamen. Sie waren Ausgestoßene. Weil sie doch „Freiwillige bei der Waffen-SS“ waren. Die meisten wußten das gar nicht. Obwohl sie längst tot sind. Ich lebe. Aber als einige Monate später wieder eine Kommission steifbemützter hoher Herren mit lauter kleinen Kofferchen ins große Lager tor einmarschierte, weil inzwischen neue „Transporte“ gekommen waren...

„Emil, Emil, komm her!“ — „Ja, was hast du denn?“ — „Hast du die Tschinowniks gesehen, die eben reinkamen?“ — „Nee.“ — „Mensch, eine neue Musterungskommission!“ — „O, der Deiwel!“ — „Was soll man machen?“

Der Emil und ich waren schon lange genug im Lager. Es gab nämlich noch ein Sonderpförtchen hinten herum und hinaus. Dort sind wir ausgekniffen. Doch vor dem „Icke“ hatten wir Angst. Drum gingen wir in die Stadt. ins Wehrmeldeamt. Das war nicht „EB-eB“, das war „Wehrmacht“.

„In Tag! Wir wollen freiwillig zur Wehrmacht.“ — „Nanu! — Naja. Name! Wohnung! Geburtsdatum!“ — „Aber wir wollen gleich eingezogen werden. Geben Sie uns so einen Schein mit?“ — „Seid ihr beiden denn nicht gescheit? Woher kommt ihr überhaupt!?“

Wir mußten beideln. Als wir von der Kommission im Umsiedler-Lager berichteten, wurden die Wehrmachtsoffiziere unruhig.

Wir wurden auf der Stelle gemustert. Zur Infanterie kam man am schnellsten...

Fragen Sie mich nicht, wie der „Icke“ tobte. Mit unschuldigster Miene von der Welt legten wir ihm die Einberufungen vor: „Konnten wir denn wissen, daß heute Musterung sein wird? Sie haben nichts gesagt, nichts bekanntgegeben heute morgen beim Lagerappell!“

So wurden wir — auch „freiwillig“ — aber wenigstens normale Soldaten. Mit dem Kainszeichen unter dem Oberarm. Das haben wir erst viel später gebüßl. Manche in Rußland, manche in Frankreich. Ich in der Tschechoslowakei.

Aber in unserer alten Bibel, die wir noch aus Litauen mitgebracht haben, habe ich eine weitere, eine neue Stelle rot angestrichen: im ersten Buche Moses, im vierten Kapitel, zu Ende des fünfzehnten Verses:

„Und der HERR machte ein Zeichen an Kain, daß ihn niemand erschläge, wer ihn fände.“



Litauendeutsche Fahrtenjugend zu Besuch bei dem bekannten litauendeutschen Kachelfabrikanten Julius Lehmann.



Litauendeutsches Schulleben Deutsche Schule in Wischtylen.



Litauendeutsches Schulleben. Deutsche Schule in Kauen-Karmeliten.



PASTOR DR. GUSTAV
WAGNER:

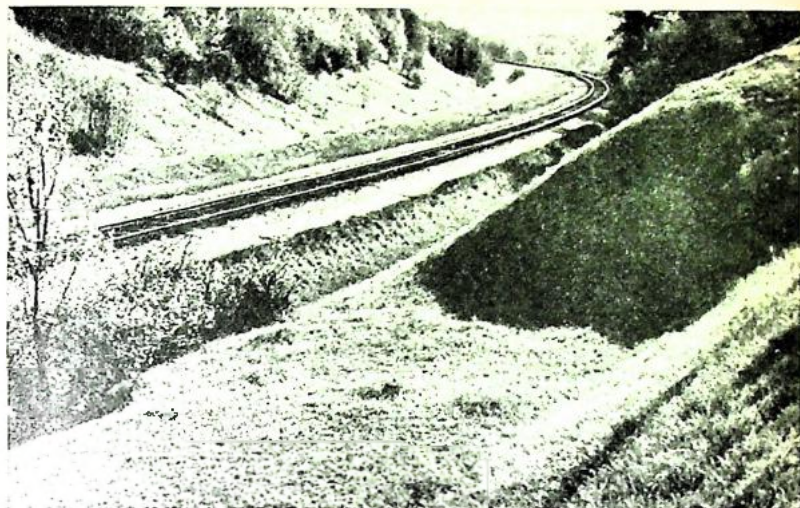
... seid alle
mitleidig,
brüderlich,
barmherzig,
freundlich ...

In der Morgendämmerung trabte Bauer Lukat mit zwei Wagen zur Försterei Jankai. Er wollte sein angekauftes Bauholz abholen, bevor Bremsen und Fliegen am hellen heißen Tag die Pferde plagten. Im zweiten Wagen saßen der litauische Arbeiter Jonas und der russische Kriegsgefangene Wassilij, genannt Waßja. Ihr mürrisches Wesen, des frühen Aufbruchs wegen, wuch in einer gelassenen Stimmung in der frischen kühlen Luft. Beide schauten auf die munteren Pferde, die noch immer ihren flinken Gang hielten.

Bauer Lukat blickte in das Nebelwallen, hinter dem das prächtige Rot der aufgehenden Sonne aufbrach. Warum war es aber auf dem Forsthof so unheimlich still? Nicht einmal das Gekläff der sonst wachsamen Hunde war zu hören. Er bog mit seinem Wagen in die Toreinfahrt, der zweite Wagen folgte dicht aufgeschlossen. Ehe er sich umsehen konnte, fielen wilde Männer in die Zügel und zertritten die drei von ihren Sitzen. „Paß... Propusk!...“ Lukat zeigt seinen deutschen Umsiedlerausweis. Ein Mann im Ledermantel mit über der Schulter hängender Maschinenpistole schnauzt ihn hämisch an: „Ah, ein Deutscher! Bald hängst du, Schuft!“ Ein Wink! Seine Männer haben im Nu einen Strick über einen Eichenast geworfen und drücken seinen Kopf in die Schlinge. Lukat schreit zitternd: „Laßt mich vor dem Tode ein Gebet sprechen...“ — und fällt auf die Knie. Ungestüm drängt sich Waßja vor: „Tut ihm nichts, diesem

guten Menschen ..." Er läßt sich durch Stöße und Hiebe nicht abdrängen, spielt gleichsam einen Schutzengel. Das beeindruckt den Anführer so gewaltig, daß er ein Verhör ansetzt. Die Horde nimmt die drei Gefangenen in ihre Mitte und führt sie ins Haus. Lukat bleibt mit einer Wache im Vorraum, die anderen ziehen in ein zweites großes Zimmer. Er hört die beschwörenden Worte Waßjas: „Der deutsche Bauer ist immer freundlich und mitteilidig zu mir gewesen. Er nimmt dasselbe Essen mit uns ein und gibt uns auch Zigaretten, die man nur mit Karten bekommen kann. Laßt ihn am Leben..." Herauskommende schauen den um sein Geschick Bangenden nicht mehr so mit tödlichem Haß an. Doch Jonas scheint mit seiner Antwort wiederum Öl ins Feuer gegossen zu haben. Fluchen und Wutausbrüche umbranden Lukat, der ins Zimmer hereingeführt und seinen Arbeitern gegenübergestellt wird. Er darf nach kurzem Frage- und Antwortspiel abtreten, ebenso die beiden anderen. Nach einer nicht ruhig verlaufenen Beratung erscheint der Anführer mit dem Bescheid: „Wir sind überzeugt, daß du kein schlechter Mensch bist; darum tun wir dir nichts. Hier dein Ausweis. Jetzt mußt du uns helfen.“ Die Horde schleppt Akten auf den Hof und zündet sie an. Lukat muß mit einer Stange die Papiermassen rühren, damit die Flammen alles verzehren. Die Gebäude der Försterei werden eingeäschert. Gutmütig gibt sich der Anführer: „Jetzt dürft ihr aufladen, soviel ihr wollt. Das Handwerkszeug gehört euch. Nehmt alles mit!“ Die rauhe Schar verliert sich im Walde. Lukat rührt keinen Stamm an, er springt mit seinen Begleitern auf die Wagen und saust im Galopp von dieser Stätte des Grauens.

Zu Hause faßt er sich und staunt über die Gesetze Gottes. Verdankte er seine Rettung nicht dem Antrieb aus dem Wort: Seitig sind die Barmherzigen; denn sie werden Barmherzigkeit erlangen? Diese Mahnung ließ ihn ja in Waßja, dem Kriegsgefangenen, einen Menschen sehen, den er nicht nur durch nahrhaftes Essen aus einer ausgemergelten Gestalt zu einem arbeitsfähigen Mann machte, sondern überdies durch Freundlichkeit ihn die Fesseln der Unfreiheit kaum merken ließ. Nun mußte er erleben, daß ihn dieser mit Einsatz seines Lebens deckte und rettete.



Die Eisenbahnschleife in der Nähe von Kainena bei Telschen, wo die sowjetlitauischen Partisanen den ersten deutschen Militärtransport zum Engländer brachten.

Bald danach tobten in dieser Ortschaft grausame Partisanenkämpfe mit Menschenopfern. Die Front zerbröckelte ja im Frühsommer 1944 immer mehr. Die Fluchtwellen riß Lukat zum zweitenmal, dieses Mal für immer, von seiner Scholle, nachdem er im März 1941 zum erstenmal von Litauen nach Deutschland umgesiedelt worden war und ein Jahr danach wiederum in sein Heimatdorf zurückkehren gedurft hatte. Er landete über Ost- und Westpreußen mit einem Treck kurz vor dem Zusammenbruch in der Umgegend von Hannover. Von da hat es ihn nach Kanada verschlagen, wo er weiter nachdenkt über das Gebot des Allmächtigen, das an jenem denkwürdigen Tage ihn, den wehrlosen Deutschen, stellte neben den rohen verwegenen Partisanen, den Litauer und Russen, in gleicher unausgesprochener und dennoch fühlbar wirksamer Gesinnung: Seid alle mitleidig, brüderlich, barmherzig, freundlich (1. Petr. 3, 8)!

Und hätten der Liebe nicht . . .

Schweratmend vor zorniger Empörung stand Frau Langhahn vor dem jungen Mann. Seine Wange brannte vom Schläge, den er soeben empfangen hatte. Er schwieg und starrte verbissen und scheu vor sich hin, die frechen Augen liefen den Boden entlang zur Tür, vorwegnehmend, was er selber gern getan hätte, doch nicht wagte. Doch so billig sollte er ihr nicht davonkommen, dachte Frau Langhahn, und wieder stieg die helle Entrüstung in ihr auf: „Daß du dich nicht schämst, deine Tante zu bestehlen! Sie hat doch nur noch dieses einzige anständige Kleidungsstück. Wenn du es wenigstens aus Hunger getan hättest, so hätte ich es noch verstanden. Aber du brauchst ja nur das Geld, um Schnaps zu kaufen für dich und deine Bachures. Sofort gehst du jetzt und bringst den Rock zurück. Wie du das machst, ist deine Sache.“ Sascha trat unruhig von einem Fuß auf den anderen: „Frau Langhahn, ich habe den Rock auf dem schwarzen Markt einer Frau verkauft, wie soll ich sie nur finden?“ „Das interessiert mich nicht, du kommst mir jedenfalls nicht ohne den Rock zurück. Und jetzt geh!“ Sascha schlich zur Tür, wollte noch etwas sagen, schwieg dann aber doch und verließ die Küche.

Niedergeschlagen blieb die kleine, hagere und nicht mehr junge Frau zurück. Wie konnte der Bengel nur so gemein sein! Müde strich sie sich über die Augen. Da hat die Tante — Else hieß sie — den Bengel als kleines Kind zu sich genommen, als die Mutter starb. „Mischa“, hatte ihr Mann zu seinem Bruder gesagt, „du kannst Sascha zu uns geben, vorerst, wenn du es willst. Ich habe schon mit Else darüber gesprochen. Er kann bei uns bleiben.“ Dankbar hatte Mischa seinen Bruder Paul angeblickt. Als Kaufmann war er viel unterwegs, wie hätte er sich um den Jungen kümmern, ihm das warme Zuhause bereiten sollen, das so ein kleiner Bub doch einmal brauchte. Und so kam Sascha in das Haus seines Onkels Paul. Dieser, auch Kaufmann, war in jungen Jahren nach Deutschland gegangen, um dort sein Glück zu versuchen. Er hatte gut verdient, hatte Else geheiratet. Aber dann kamen die dreißiger Jahre mit den politischen Umwälzungen, so daß er, der Jude war, sich entschloß, in seine Heimat, nach Kowno, zurückzukehren. Es war zuerst nicht leicht, sich hier eine neue Existenz zu gründen, aber trotz aller Schwierigkeiten gelang ihm dieses. Kinder hatten sie keine, so daß Sascha alle Fürsorge, alle Liebe umhegte, die Onkel Paul und Tante Else zu geben hatten. „Wie eine Mutter hat sie für den Jungen gesorgt“, murmelte Frau Langhahn vor sich hin.

Der Gedanke an Tante Elise ließ Frau Langhahn auffahren: „Du lieber Gott, was mochte sie jetzt tun?“ Schnell verließ sie die Küche und stürzte in Tante Elises Zimmer, aus dem ihr dröhnende Musik entgegenschlug. Diese saß im Stuhl und strickte, ein stumpfes, blödes Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Die Verdunkelungsrollen waren heruntergelassen, obwohl es heller Tag war, sämtliche Lampen brannten und aus dem Radio drang schmetternde Musik in kaum zu ertragender Lautstärke. „Tante Elise“, jammerte Frau Langhahn, „das dürfen Sie doch nicht tun, wir kommen mit unserem Kontingent nicht aus und müssen dann abends im Dunklen sitzen.“ Schnell lief sie zu den Fenstern, zog die Rollen hoch, schaltete die Beleuchtung aus und stellte das Radio ab. Tante Elise schaute ihr friedlich lächelnd zu und begriff nichts. „Aber es ist doch so schön, wenn die Lampen brennen. Sie haben ja noch immer gebrannt, wenn wir am Schalter drehten. Warum sollen sie denn abends nicht brennen?“ Es war zwecklos, hierüber mit Tante Elise noch weiter zu sprechen. Die Arme würde sowieso nicht begreifen, daß die Verhältnisse sich geändert hatten — sie lebte in der Vergangenheit und aus ihr heraus. Ihr armer Verstand hatte sich geweigert, all das Grausame, das das glückliche Leben ihrer kleinen Familie zerstörte, zu begreifen. Seufzend strich Frau Langhahn Tante Elise über den grauen Schitel. Dabei fiel ihr Blick auf deren Kleidung. Sie war schon wieder voller Kleiderläuse. Ob es ihr je gelingen würde, Tante Elise davon freizukommen? Gehorsam zog sich Tante Elise aus, legte sich ins Bett, während Frau Langhahn ihren nun schon seit Wochen dauernden Kampf gegen die Kleiderläuse wiederaufnahm. Fast wollte sie resignieren. Aber sie konnte die arme Frau nicht vollkommen verwahrlosen lassen. Solange die Wasche trocknete, mußte Tante Elise im Bett liegen, denn sie hatte keine andere. Wieder dachte sie voll Zorn an Sascha. Dieser Bengel hatte mehr Glück als Verstand. Als die Deutschen Kowno besetzten und deutsche Gesetze auch in dieser Stadt galten, hatte Onkel Paul Tante Elise, die ja Deutsche war, in ihren lichten Augenblicken dazu gebracht, Sascha als ihr uneheliches Kind auszugeben. Das schien auch durchaus glaublich. Blond, gut gewachsen, mit blauen Augen sah er alles andere als einem Vollblutjuden ähnlich. Da er nicht nur die litauische, sondern auch die deutsche Sprache beherrschte, außerdem eine gute Schulbildung genossen hatte, war es für ihn gar nicht schwer, Arbeit bei der Stadtverwaltung zu finden. Das Gehalt war nicht schlecht, die Ernährung zumindest gesichert. Aber anstatt seiner Tante zu helfen, bestahl er diese hilflose Frau, nur weil seine Ansprüche größer waren als sein Einkommen. Als Frau Langhahn 1942 nach Kowno zurückkehrte, fand sie bei Tante Elise Aufnahme in ihrer alten Wohnung. Gleich nach der Besetzung Kownos durch die Russen und während die Umsiedlung der Deutschen aus Litauen vorbereitet wurde, mußten Onkel Paul und seine Familie ihre Wohnung räumen. So wollten es die neuen Machthaber. Hilfesuchend kam Onkel Paul damals zu der ihm schon seit Jahren befreundeten Frau Langhahn. Sie schlug ihm sofort vor, zu ihr zu ziehen,



Die Luksio-Straße in der Kauener Altstadt während des Ersten Weltkrieges. Im Hintergrund das Kauener jüdische Theater.

so daß er, wenn sie Kowno verließ, ihre Wohnung übernehmen konnte. Damals begannen sich die ersten Zeichen von Geistesverwirrungen bei Tante Else zu mehren. Als dann Onkel Paul nach dem Einmarsch der Deutschen in ein Ghetto mußte, brach ihr Verstand vollends zusammen. Welch eine schöne, stattliche Frau war sie früher gewesen! Heute war sie nur noch ein Wrack.

Frau Langhahn hing das letzte Kleidungsstück zum Trocknen auf. Ihr Blick fiel auf die Uhr. Sie mußte sich beeilen, wenn sie Onkel Paul noch etwas zu Essen machen wollte. Er war Vorarbeiter bei den Arbeitertrupps, die sich aus den Insassen des Ghettos rekrutierten, so daß er die Möglichkeit hatte, sich ab und zu während der Mittagspause unauffällig zu entfernen. Als er vorsichtig an die Tür klopfte, stand das Essen für ihn schon bereit. „Frau Langhahn, Sie sollen das doch nicht tun. Sie haben doch auch nur ihre Marken und Else versorgen Sie schon mit.“ Sein Protest klang schwach. Frau Langhahn lächelte, schob ihn, den noch Widerstrebenden, zum Tisch und drückte ihn auf den Stuhl. „Machen Sie sich man keine Sorgen, wir kommen schon irgendwie zurecht. Meine Tochter bringen mir immer mal ab und zu Gemüse mit. Und nun essen Sie und lassen sich's gut schmecken.“ Heißhungrig fiel der kleine, ausgemergelte Mann über

das warme Essen her und sprach nichts mehr, bis der Teller leer war. Frau Langhahn sah ihm zu, und heißes Mitgefühl überflutete ihr Herz. Wie alt war er geworden, wie gebeugt er sich hielt. Eine Stille war zwischen ihnen, eine gute Stille, voll von gegenseitigem Verstehen. Onkel Paul sah auf und ihr in die Augen, in denen er zu lesen verstand, und ergriff ihre Hand: „Wie werde ich Ihnen je für all das danken können, was Sie an mir und meiner Frau getan haben?“ Darüber wollen wir nicht sprechen“, wehrte Frau Langhahn verlegen ab. „Etwas Wichtigeres gibt es zu berichten. Gestern war ich bei Herrn Ruksta, dem Rechtsanwalt. Sie wissen ja, ich kenne ihn noch von früher her. Er hat sich bereit erklärt, die Scheidungsklage für Ihre Frau zu übernehmen und wird als ihr Anwalt auftreten, so daß sie nicht in Erscheinung zu treten braucht. Da Tante Else Deutsche von Geburt ist, wird es nicht allzulange dauern, bis die Scheidung vollzogen ist.“ Onkel Paul seufzte erleichtert auf. „Ich werde wieder ruhiger schlafen können, wenn meine Frau bei ihren Geschwistern in Deutschland und in Sicherheit ist.“ Als er sich verabschiedete, sagte er plötzlich: „Gestern sollte ich erschossen werden. Ich stand auf der Liste. Abends kam Mischa zu mir und beschwor mich, mich beim Aufruf nicht zu melden. ‚Paul‘, sagte er, ‚du hast meinen Sohn großgezogen, hast alle Unkosten für seine Ausbildung übernommen, als es mir damals schlecht ging, laß mich nun etwas für dich tun. Sascha betrachtet dich als seinen Vater, du mußt ihm erhalten bleiben.‘ Die ganze Nacht hat er mich beschworen, mich angefleht und geweint. Ich wollte, ich konnte doch dieses Opfer nicht annehmen! Aber schließlich habe ich nachgegeben. Gestern früh wurde Mischa weggebracht.“ Erschöpft schwieg Onkel Paul. Frau Langhahns Gesicht war weiß und starr, nur in ihren Augen stand ein namenloses Entsetzen. Onkel Paul ergriff ihre Hand: „Verlassen Sie nicht meine Frau“, murmelte er erstirbt, „Gott segne Sie.“ Dann stolperte er aus der Tür, blind vor Tränen.

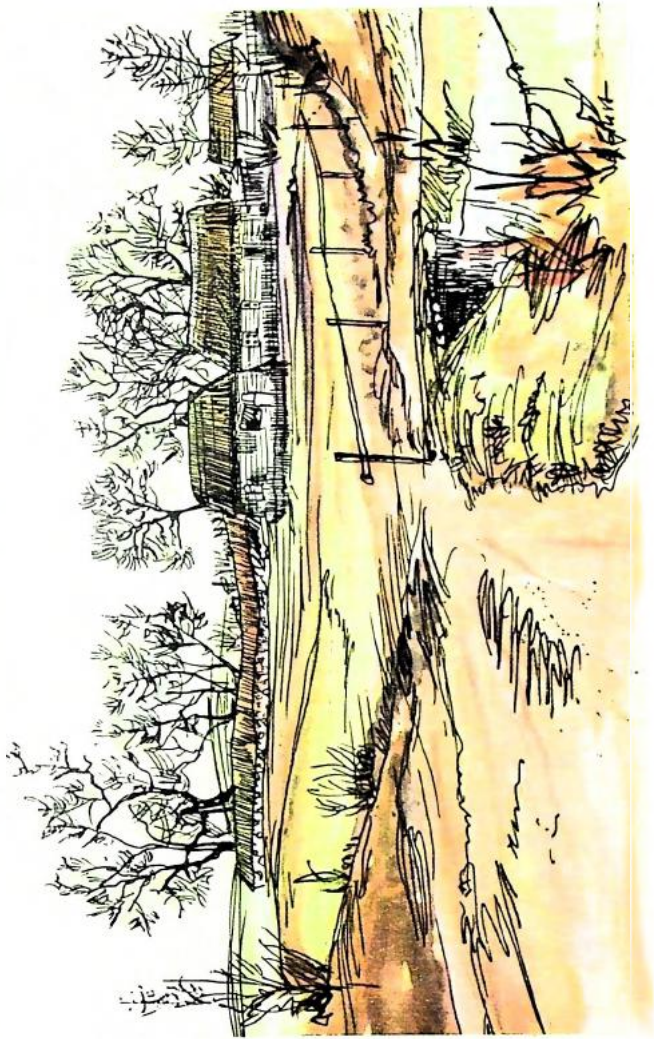
Mit festgeschlossenen Lippen, die wie ein Strich waren, verrichtete sie ihre Arbeit. Tante Else mußte Essen haben, die Wohnung mußte gesäubert werden, eingekauft mußte werden, das Mittagessen wollte sie auch fertig haben, wenn ihre Töchter von der Arbeit nach Hause kamen. Als Frau Langhahn zurückkam, hörte sie ein Gegröhle in der Küche. Durch die geöffnete Tür sah sie Sascha mit einer Schar seiner zweifelhaften Freunde um ihr Sauerkrautfaß sitzen und sich daran gutlich tun. Eine Flasche Samagon kreiste in der Runde, und die nicht mehr Nüchternen gröhlten aus vollem Halse. Still trat Frau Langhahn in die Küche und sah die Zechenden an. Eine ruhige Würde ließ ihre kleine Gestalt größer erscheinen. Lähmende Stille senkte sich plötzlich herab, als die betrunkenen Stimmen erstarben. Einer nach dem anderen erhob sich, und fluchtartig verließen die Jungs die Küche, mit ihnen auch Sascha. Einer Katze gleich wand er sich durch die sich Hiniausdrängenden, so daß Frau Langhahn ihn nicht mehr wegen des Rockes fragen konnte. In der Nacht kam er nicht nach Hause. Frau

Langhahns Groll war zu groß, als daß sie sich viel Sorgen um ihn gemacht hätte. Tränen des Zorns stiegen ihr in die Augen. „Das halbe Kohlfuß haben sie mir leergefressen“, dachte sie mit Erbitterung. Dabei sollte das Sauerkraut die Reserve für Notzeiten sein. Der Winter stand vor der Tür, und für wieviel hungrige Mägen hatte sie zu sorgen.

Doch auch am nächsten Tag kam Sascha nicht heim. Es vergingen einige Tage, Sascha ließ sich nicht blicken. Stille Besorgnis ergriff nun Frau Langhahn. Mit Tante Else konnte sie darüber nicht sprechen, diese saß lächelnd im Stuhl und strickte. Sie merkte nicht, daß sie nie vorwärts mit ihrer Arbeit kam, denn wenn sie schlief, trennte Frau Langhahn das Gestrickte wieder auf. Wo sollte sie die Wolle hernehmen, die Tante Else sonst benötigen würde. Und stricken mußte sie, denn sonst stellte sie noch mehr Unfug an, als es ohnehin schon geschah.

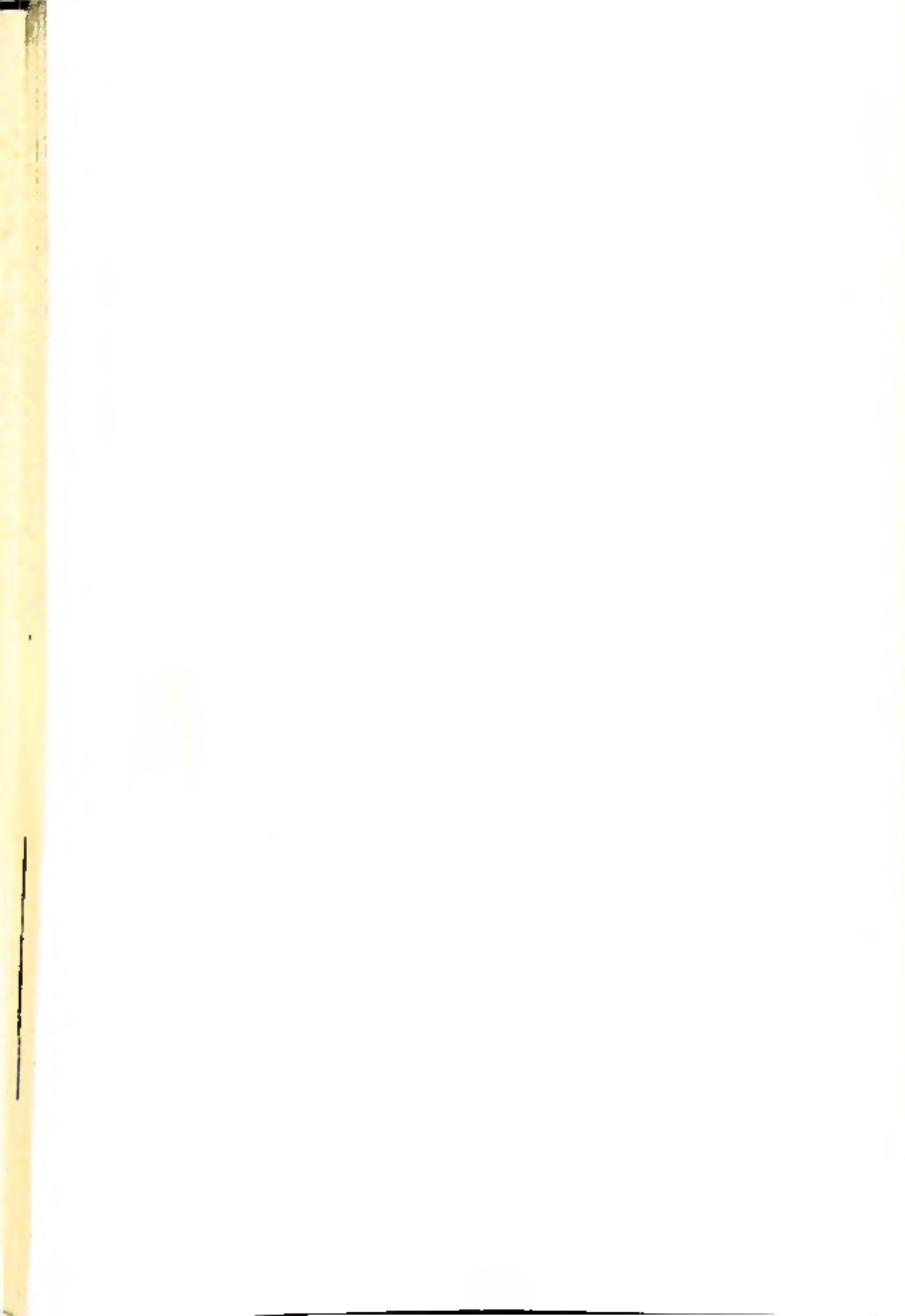
Doch auch diese schwere Zeit würde vorübergehen. Die Scheidung war endlich eingeleitet worden. Wie gut, daß sie diesen Rechtsanwalt noch von früher her kannte. „Frau Langhahn“, hatte er gesagt, „das ist eine riskante Sache. Sie müssen sehen, daß ich eine Vollmacht von Tante Else bekomme.“ Das war gar nicht so schwierig gewesen; gehorsam hatte diese die Vollmacht unterschrieben. Die Unterschrift war ja sehr kraklig gewesen, aber das würde in einem Lande, wo es so viele Analphabeten gab, gar nicht auffallen. Die Geschwister in Deutschland hatten sich bereit erklärt, Tante Else aufzunehmen. Der Bruder wollte nach der Scheidung bis Eydtkubnen kommen und seine Schwester dort in Empfang nehmen. Doch bis dahin mußten sie noch leben. Sorgenvoll dachte Frau Langhahn an den dahingeschwundenen Hausrat. Stück um Stück war er verkauft worden. Das, was sie nach der Rückkehr nach Kowno vorgefunden hatte, waren nur noch Reste. Und nun hielt sie mit sparsamer Hand alles zusammen, was zusammenzuhalten war, denn sie wollte Tante Else nicht wie eine Bettlerin ihren Geschwistern übergeben.

Es klopfte an der Tür. Auf ihre Aufforderung trat ein junges Mädchen herein. Sie kannte sie. Es war Jadzia, eine Freundin von Sascha. Übernächtigt, mit roten Augen blickte sie Frau Langhahn an. „Was ist mit Sascha“, stieß Frau Langhahn hervor. „wo ist er?“ fragte sie. Unheil ahnend. „Er sitzt“, stoltzte Jadzia. „Sascha, der Esel, hat mit Vytia und Jurgis vorgestern nacht eine Frau überfallen. Die Jungs haben ihr die Kleider ausgezogen, um sie am nächsten Tag auf dem schwarzen Markt zu verkaufen. Doch auch die Frau war dort. Wahrscheinlich hat sie gehnt, wohin ihre Kleider wandern werden. Sie holte Polizei, und diese nahm die Jungs mit. Ich komme, um Saschas Zahnbürste, Seife und Handtuch zu holen.“ Frau Langhahn war es, als ob eine eiskalte Hand ihr Herz zusammenpreßte. „Dieser Unglücksrabe bringt uns noch alle ins Verderben. Wenn beim Verhör nur der leiseste Verdacht aufkommt, daß er Jude ist, dann Gnade uns Gott“, dachte sie angsterfüllt. Mit zitternden Händen packte sie schnell die Sachen zusammen, legte auch noch Leibwäsche bei, wer konnte wissen, wann



Der evangelisch-lutherische Friedhof in Schwieren

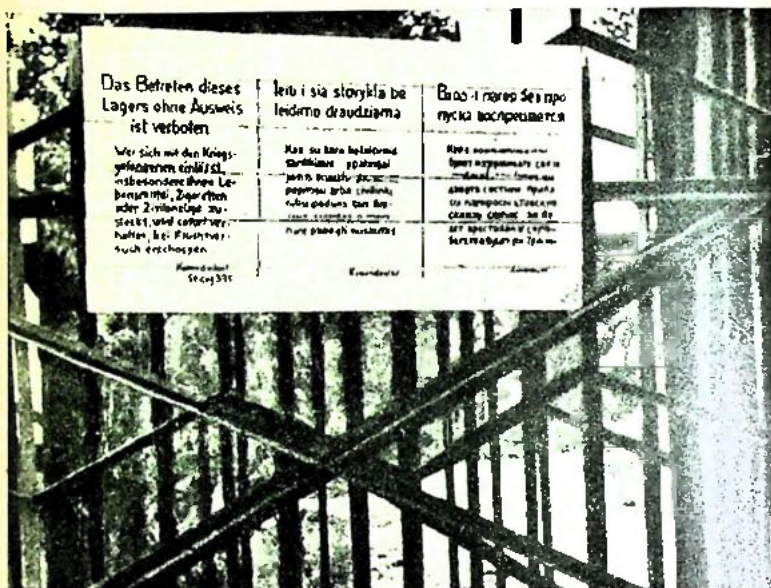
Aquarell von E. Ernst



und ob überhaupt Sascha entlassen werden würde. Noch ein paarmal kam Jadzia, brachte Saschas schmutzige Wäsche und nahm frische mit. Doch dann blieb sie aus. Die ganze Zeit über war Frau Langhahn von banger Unruhe erfüllt. Drückend vergingen Tage und Wochen. Manchmal fuhr sie aus schwerem Traum schweißgebadet auf, wenn schwere Schritte durchs Treppenhaus schallten. Näherten sie sich ihrer Tür? Doch nein, sie gingen vorbei. Erleichtert ließ sie sich in die Kissen zurückfallen. Sie wagte nicht, nach Sascha zu fragen, und wo Jadzia wohnte, wußte sie nicht. Sie wußte nicht einmal deren Familiennamen. „Sie hätten es ja nicht leidt, diese Kinder“, dachte Frau Langhahn entschuldigend. „Was die litauische Bevölkerung auf Marken bekam, war ja so erbärmlich wenig. Alle waren auf den schwarzen Markt angewiesen, wenn sie nicht verhungern wollten. Die Zuteilung für die Deutschen war zwar auch nicht üppig, jedoch konnte man davon leben, und es langte immer noch, den befreundeten litauischen Familien mal das eine oder das andere zuzustecken. Aber alles, was sie tun konnte, war so herzlich wenig. Tief bekümmert schlief Frau Langhahn ein.“

Die kleine Frau hantierte in der Küche, als es an der Tür leise klopfte. „Das könnte Onkel Paul sein“, dachte sie und öffnete schnell. Ja, er war es, nur erschien er ihr heute noch kleiner, noch magerer, noch gedrückter als sonst. Sie zog ihn herein und ließ sich ihre Besorgnis nicht anmerken. „Wie schön, Onkel Paul, daß Sie heute kommen, ich habe gerade Bratkartoffeln gemacht, und die essen Sie doch so gern.“ Still sah sie zu, wie der hungrige Mann aß. Doch immer langsamer wurde die Hand, die die Gabel zum Munde führte, immer seltener die Korbewegungen seiner Kiefer. Es war, als ob der Bissen in seinem Munde immer zäher würde und ihn zu ersticken drohte. Plötzlich schlug Onkel Paul die Hände vor sein Gesicht: „Frau Langhahn, wir werden uns wahrscheinlich heute das letzte Mal gesehen haben. Wir dürfen nicht mehr aus dem Ghetto heraus.“ „Vielleicht ist das nur vorübergehend?“ tröstete Frau Langhahn niedergeschlagen. Sie glaubte selber nicht an ihre Worte. Aber stumm schüttelte der gebeugte Mann seinen Kopf. Auch Frau Langhahn schwieg. Hastig liefen ihre Gedanken, was sie ihm noch Trostreides sagen konnte: „Onkel Paul, nächste Woche ist der Scheidungstermin. Dem Bruder von Tante Else habe ich schon geschrieben, er kommt zur Grenze. So brauchen Sie sich wenigstens hierüber keine Sorgen mehr zu machen.“ Beide sprachen nicht mehr, stumm drückten sie sich zum Abschied die Hände.

Endlich war die Scheidung vollzogen und Frau Langhahn saß mit Tante Else im Zug. Diese war sich der Tatsache, daß sie nun geschieden war, nicht bewußt. Sie freute sich auf ihren Bruder, plapperte unaufhörlich von ihm und war schwer zu beaufsichtigen. Endlich waren sie in Eydtkuhnen, jedoch vom Bruder keine Spur zu sehen. Frau Langhahn mietete ein Doppelzimmer, schickte ein Telegramm ab und wartete. Es verging ein Tag, es verging der zweite und noch immer hatte sie keine Nachricht. Endlich am dritten Tag kam der Bruder. Es war höchste Zeit, denn Frau Langhahns finanzielle Mittel waren er-



Kriegsgelassenenlager „IX Fort“ bei Kauen 1943.

schöpft und es reichte gerade noch zur Rückfahrt. Etwas kühl war die Begrüßung und schnell der Abschied von Tante Else, die selig lächelnd neben ihrem Bruder stand. Lange stand Frau Langhahn noch auf dem Bahnsteig und blickte dem Zug nach, faltete dankbar ihre Hände, daß sie endlich ihre Last, ihre Verantwortung in stärkere Hände legen konnte.

Am 6. Juli 1944 begann die Räumung Kownos. Um 3 Uhr morgens sollte alles an der Dampferanlegestelle sein. Frauen und Kinder wurden zuerst evakuiert, Frau Langhahn ging durch die stillen Straßen, die Sonne war gerade aufgegangen. Der Geruch von verbranntem Papier hing schwer in der Morgenluft. Die deutschen Diensthelfer verbrannten ihre Akten, und schwelende Aschenhaufen lagen auf den Straßen und Plätzen.

Der Platz um die Anlegestelle war von bewaffneten Männern abgesperrt. Sie passierte den Durchgang mit ihrem wenigen Gepäck, das sie bei sich hatte, und erblickte den Lastkahn, der sie mitnehmen würde. Sie sah viele bekannte Gesichter, und doch ging ihr Blick über

alle hinweg. Er ging zur Stadt, in der sie und ihre Töchter geboren waren, die sie bereits einmal verlassen hatte und von der sie wohl nun auf immer Abschied nehmen würde. Sie dachte an all ihre Freunde, die hier bleiben würden. Würden sie es tun? Sie wußte es nicht. Vielleicht würden auch sie flüchten. Ob es Sascha gelungen war, zu verheimlichen, daß er Jude war? Vielleicht hatten sie ihn nur zu Gefängnis verurteilt? Vielleicht lebte er noch? Und Onkel Paul? Was würde aus ihm werden? So tief war sie in ihren Gedanken versunken, daß sie kaum merkte, wie Kowno immer weiter zurückblieb und schließlich im Morgendunst versank.

Nach dem Zusammenbruch erfuhr sie den Schluß von Tante Elses Geschick. Die Geschwister, vielleicht aus Bequemlichkeit, vielleicht auch aus mangelnder Herzenswärme, hatten sie nicht bei sich behalten können oder wollen, sondern sie in eine Anstalt gegeben. Dort ereilte Tante Else ihr Schicksal.



Ein scheinbar friedliches Bild: Jugend auf dem litauendeutschen Turn- und Sportfest 1940 in Kauėn. Aber der Krieg war schon ein Jahr alt und durch Kauėns Straßen marschierte gerade die Rote Armee.

ALBERT BLUM:

Ins Ungewisse

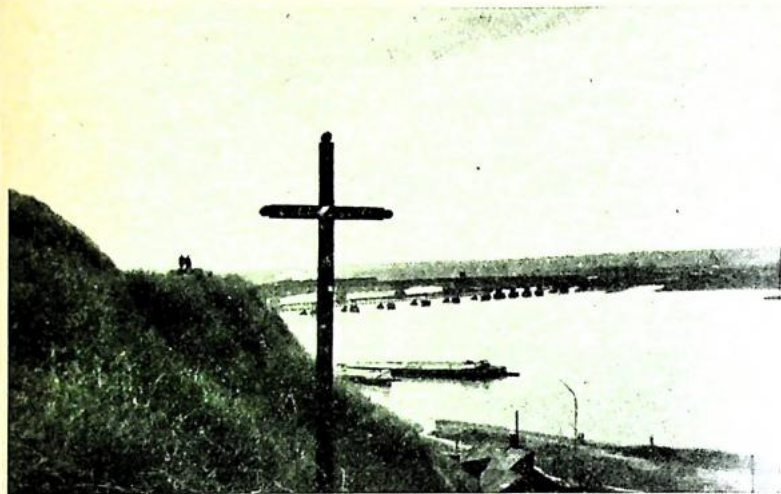
Die Umsiedlung der Deutschen aus Litauen war beendet, aber der Krieg war leider noch nicht vorbei. Ich hatte das Glück, 1941 die Erlaubnis zu bekommen, mich in Südostpreußen ansiedeln zu dürfen. Mit großen Hoffnungen und unverzagtem Mut begann ich die Aufbauarbeit. In der Nähe von Schröttersburg gründete ich ein Textilgeschäft. Das schreibt sich jetzt so leicht hin, aber es war mit großen Schwierigkeiten verbunden; da war es gut, daß ich meinen frohen Mut mitgebracht hatte, der ging nicht aus, wenn auch die Hindernisse sich noch so hoch türmten. Galt es doch, zuerst ein passendes Grundstück zu finden, und hatte ich eins ins Auge gefaßt, da fanden sich soundso viel Liebhaber, die mehr konnten als ich, größeren Einfluß, bessere Beziehungen hatten, und ich bekam es nicht, jedenfalls nicht gleich, ich mußte lange Zeit darum kämpfen, schließlich wurde mir aber doch durch den Umsiedlungsstab ein Grundstück zugewiesen. Wie waren meine Familie und ich froh, als das geschah, hofften wir doch, dadurch festen Grund unter den Füßen zu haben. Von Anfang 1942 bis zum Jahre 1945 war ich Eigentümer eines Textilwarengeschäftes. Drei Jahre, eine kurze Freude. Frau und Kinder wurden schon im November evakuiert, aber die Männer mußten bis fünf Minuten vor zwölf an Ort und Stelle bleiben. Die Führung war so naiv zu meinen, daß dadurch die Gefahr abgewendet werden könnte. Am 13. Januar 1945 war es soweit, daß wir fliehen mußten, fliehen vor dem Feind, der unaufhaltsam näher rückte. Nur eine Straße war noch zu benutzen, auf der zogen die langen Trecks dahin. Wohin? Keiner wußte es, nur fort vom Feind, wir zogen ins Ungewisse. Es fror bitterlich, und wir waren auf der Landstraße ohne Obdach, Stunden und Stunden unterwegs. Nach 14 Tagen trafen wir in Kulm ein. Die Brücke über den See war bereits gesprengt, und wir mußten einen großen Umweg machen. Inzwischen war das Wetter umgeschlagen, es fing an zu schneien, bis zu einem Meter hoch lag der Schnee. Unsere braven Pferde mußten sich sehr quälen, denn die Wege wurden immer unpassierbarer.

In Kulm gerieten wir in ein Haus, das schon von Flüchtlingen bewohnt war, aber sie nahmen uns auf, und da übernachteten wir nach Wochen zum ersten Male wieder in einem Haus, unter einem Dach und nicht auf der offenen Straße. Am nächsten Morgen, um sechs Uhr, sollte es weitergehen, aber das war unmöglich. Kein Weg, kein Steg war mehr zu sehen, alles war eine weite glatte Fläche, der Schnee hatte alles zugedeckt.

Keiner wollte das schützende Haus verlassen, man beschloß zu bleiben und abzuwarten, ich aber hielt es nicht aus und machte mich zu Fuß

auf, um bis zur nächsten Bahnstation zu gehen. Es gelang mir wirklich hinzukommen, und welches Glück, gerade als ich tief erschöpft von dem langen Fußmarsch, es waren immerhin 6 km gewesen, die ich durch tiefen Schnee hatte waten müssen, auf der Bahnstation ankam, traf eben ein Zug mit Verwundeten ein. Er war voll besetzt, aber ich quetschte mich doch hinein und dann sank ich irgendwo hin, ich sah mich gar nicht viel um. Alles war mir einerlei, Hauptsache, ich war in einem Zuge, der westwärts rollte. Das heißt, rollen tat er noch lange nicht, aber ich schlief völlig erschöpft, ganz fest ein und, als ich erwachte, stellte ich fest, daß mein Nachbar bereits tot war, ich aber fußte nach meinem Arm, er war warm, ich lebte. Gott sei Dank! Erst gegen Abend fing der Zug an, sich zu bewegen. Wir fuhren, wohin? Zu meiner Überraschung kamen wir in Danzig-Oliva an. Mit meiner Kraft war es zu Ende, ich konnte mich nicht mehr aufrichten, aber einige hilfsbereite Jungen mit Armbinden fanden sich ein und halfen mir. Sie brachten mich zu einem dort ansässigen Arzt, der allerdings schon siebzig Jahre alt war, — Gott segne ihn — er nahm mich auf. Seine Frau und er räumten mir ein Zimmer ein und seine Frau, die Krankenschwester war, pflegte mich. Sie pflegte mich drei Wochen lang mit rührender Sorgfalt, dann war ich soweit, daß ich weiter konnte, aber wohin? Danzig war von den Russen eingekesselt. Die Flucht war nur durch die Luft oder übers Wasser möglich, und diese Wege waren für mich verschlossen, nur Frauen, Kinder und Verwundete wurden befördert. Auf meine Bitten hin wurde mir eine Bescheinigung ausgestellt, daß ich schwerkrank sei, was ich ja auch tatsächlich gewesen war, noch keinen Strapazen gewachsen. Daraufhin nahm mich ein Schiff mit. Es war eine gefährliche Fahrt. Unten im Wasser lagen Minen, auf die jeden Augenblick das Schiff stollen konnte, drei Schiffe mit Tausenden von Flüchtlingen versanken, sie liefen auf eine Mine auf, von oben drohten Tieffliegerangriffe. Was konnten da die Kreuzer nützen, die uns begleiteten, die für unsere Sicherheit aufzukommen hatten. Wie dankbar waren wir, als wir glücklich in Saßnitz anlegten. Von da fuhr ich mit der Bahn unter Bordwaffenbeschuß über Thüringen, Plauen, Hamburg bis nach Karlsbad. Dort nahm mich eine Pension auf, die ich von früher kannte. Die Kapitulation, das grausige Ende des unglücklichen Krieges, erlebte ich dort. Es ist mir nicht möglich, das alles zu beschreiben, aber unauslöschlich haben sich die Ereignisse in mir eingepreßt.

Ein Arzt aus Schlesien, den ich dort kennengelernt hatte und der ein warmes Herz hatte, forderte mich auf, ihm zu helfen. Wir beschlossen, den alten Frauen und Männern, welche aus einem Altersheim auf die Straße gesetzt wurden, zu helfen. Aber wie? Mit der Phantasie der Liebe kann man viel erreichen. Ich konnte russisch, so ging ich denn zum russischen Kommandanten und erwirkte von ihm eine Ausreisegenehmigung. Er war sichtlich beeindruckt von meiner Schilderung der jammervollen, verzweifelten Lage dieser alten Leute. Nicht nur, daß er die Ausreisegenehmigung erteilte, er stellte uns auch eine



Die Weichsel bei Plock (Schröttersburg), wo während des Zweiten Weltkrieges eine größere Anzahl Litauendeutscher vorübergehend angesiedelt war.

okomotive und zwei Waggonen zum Transport zur Verfügung. Wir rachten die rund 50 Leute zur Bahn, und die Reise ging in Richtung schlesien. Es war ein trauriger Zug. Wo sollten wir für die Menschen das Essen hernehmen? Sie waren alle schon monatelang unterernährt und sahen halb verhungert aus. Einmal am Tage gelang es mir, von der Besatzungsmacht warmes Essen heranzuschaffen. Die Reise bis zur polnischen Grenze dauerte sieben Tage. In dieser Zeit stellte der Arzt bei sieben unserer Gesellschaft den Tod fest. Was blieb uns übrig, als sie bei der nächsten Haltestelle hinauszuschaffen und in einen Gräben zu legen, mehr Zeit hatten wir nicht, die Fahrt ging weiter. Aber die Namen der Verstorbenen haben der Arzt und ich uns gemerkt, so daß wir später einmal den Angehörigen Nachricht geben konnten. Der Ort an der Grenze, die wir passierten, hieß „Niesky“. Ich ging wieder zum russischen Kommandanten und bat um die Erlaubnis, über die Grenze nach Schlesien fahren zu dürfen. Er riet mir dringend davon ab, wir würden von den Polen zurückgewiesen werden und hielten nichts Gutes zu erwarten. Es gab nur einen Ausweg, wieder zurück, wir mußten aber 15 ganz schwache alte Menschen, die im Sterben lagen, in einem Waggon zurücklassen. Sie sind am

nächsten Tag gestorhen. Mit zehn Frauen und Männern landeten wir nach sieben Tagen in Sachsen und ließen uns dort nieder. Mein lieber Kamerad, der Arzt, wurde ebenfalls krank und mußte in ein Krankenhaus gebracht werden. Die anderen von uns wurden bei Bauern untergebracht und sind am Leben geblieben. Als der Arzt gesund wurde, bekam er eine Anstellung im Krankenhaus, und ich erhielt eine Anstellung im Landratsamt. Auf diesem Posten blieb ich solange, bis er aufgelöst wurde. Dann versuchte ich nach Berlin zu kommen, doch wurde ich auf der Reise dorthin verhaftet und dreißig Tage im Gefängnis festgehalten, als Grund sagte man mir, ich sei republikflüchtig. Nach meiner Entlassung hatte ich nur einen Gedanken, wie ich aus diesem beglückenden Arbeiterstaat herauskommen könnte, und mir gelang die Flucht nach West-Berlin, damit war ich gerettet. Inzwischen waren mein Herz ist noch heute voll Dank, meine Frau und meine Söhne eingetroffen, und wir feierten ein frohes Wiedersehen. „In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über uns Flügel gebreitet.“ Das Wirtschaftswunder ging nicht an uns vorüber. Im August 1953 kam ich nach Nordrhein-Westfalen und gründete dort wieder ein Textilwarengeschäft, welches noch heute in meinem Besitz ist!

Dann wenn du gleich
hundert Jahre
flügest und aller Welt
Arbeit tatest, so vermöchtest
du doch keinen einzigen Halm
aus der Erde zu bringen,
sondern während du schläfst,
macht Gott ohne all dein
Ernten aus einem Körnlein
einen Halm und soviel
Körner daran, als Er will .

MARTIN LUTHER

EDUARD NASCHEWSKI:

Wo blieben die Litauendeutschen nach der Umsiedlung und im Kriege



Je mehr wir uns von den Ereignissen entfernen, je mehr die Zeit vorrückt, desto mehr übersehen wir sie in ihrer Gesamtheit, desto sachlicher beurteilen wir die Vergangenheit.

Es sind jetzt 22 Jahre her, daß die Umsiedlung aus Litauen stattfand. Sie wurde von der Umsiedlungskommission des Kulturverbandes in Kauen vorbereitet. Schon im November 1939 begann sie ihre Tätig-



Litauendeutsche Landser im Lazarett in Thorn, Advent 1943.



Litauend deutsches Grab auf dem Taurogener Friedhof.

keit, aber der erste Transport konnte erst am 3. Februar 1941 abgehen, weil die Verhandlungen mit der Sowjetunion sich solange hinzogen. Ein Jahr lang war Zeit, diesen gewaltigen Umbruch im Leben der Volksgruppe in die Wege zu leiten. Daher konnte, als nun endlich der Vertrag am 10. Januar 1941 zwischen Deutschland und der Sowjetunion unterzeichnet war, die Umsiedlung so schnell vor sich gehen. In nur sieben Wochen war die Aktion vollzogen. Am 25. März 1941 verließ der letzte Transport Litauen. Die Deutschen hatten ihre Heimat verlassen. Dort blieben ihr Haus, ihr Heim, ihr Land, ihr Besitz, dort blieben die Gräber ihrer Lieben. Sie kamen nicht als Bettler, alles, was ihnen gehört hatte, sollte ordnungsgemäß verrechnet werden. Ihr Landbesitz war fast 100 000 Hektar groß gewesen, ihr Gesamtvermögen betrug 212 Millionen RM. Außerdem brachten sie durch den Wagentreck 6800 Pferde, 4000 Rinder, 5000 Schweine und 7000 Schafe mit, dazu einen Hausrat von über 52 795 Kubikmeter. Wenn sie auch tiefen Schmerz im Herzen fühlten durch den Abschied von den vertrauten Stätten, so waren sie doch voller Hoffnung, voll Vertrauen, einer gesicherten Zukunft entgegenzugehen. Viele warnten vor übertriebenen Vorstellungen, es seien zu großspurige Versprechungen gemacht worden, die könnten nicht in Erfüllung gehen, aber auch sie wußten keinen anderen Rat, als



Deutscher Bauernhof in Litauen 1943. Die Front ist weit und der Bauer geht seinem Tagewerk nach. In einem Jahr sieht es anders aus.

mitzugehen. Vielen gelang es nur mit Schwierigkeiten, zu den Umsiedlungsberechtigten gezählt zu werden, das Verbleiben unter sowjetischer Herrschaft barg größere Gefahren. Mit einer Verschleppung nach Sibirien mußte man rechnen. Da wählte man von zwei Übeln das kleinere und war bemüht, sich der Umsiedlung anzuschließen.

Das Land, in das die Umsiedler kamen, stand in schwerem Ringen, es war Krieg. Und wenn man auch nicht verkennen darf, daß es die Rettung für die Volksgruppe war, so gab es doch bittere Enttäuschungen, die schwer zu ertragen waren. Die erste Unterbringung geschah in Lagern, in Lagern, die bewacht wurden. Sie kamen sich vor wie Gefangene. Das kränkte sie schwer. Gottesdienste zu halten, zur Kirche zu gehen, war verboten, wenn das auch verschieden gehandhabt wurde, je nach Zusammensetzung der Lagerleitung. Mit großer Sorge verfolgten sie das oft verantwortungslose Treiben der Machthaber. Wie konnte eine Saade ohne Gottes Segen gedeihen?

Bei der Umsiedlung hatte eine gewisse Großzügigkeit geherrscht. Jeder Evangelische galt als Volksdeutscher, alle Mischehen wurden gleichfalls zu den Umsiedlungsberechtigten gezählt. Jetzt, da die Umsiedlung beendet war, als die Leute in Lagern untergebracht waren,



July 1944 Eine Schaulener Flüchtlingskolonne setzt über die Memel.

wurde geliebt. In zwei Gruppen wurden die Umsiedler eingeteilt, solche, die nicht reinblütig deutsch waren, die die deutsche Sprache nur mangelhaft sprachen, bekamen Pässe, die für das Altreich galten, den sogenannten A-Paß. Die reinblütig deutsch waren, die die Sprache beherrschten, wurden mit O-Pässen versehen, die gewisse Vorteile boten. Man kann sich wohl vorstellen, daß jeder bestrebt war, einen O-Paß zu erhalten. Schicksale wurden dort in leidenschaftlicher Weise entschieden, oft auch aus Unkenntnis der wahren Sachlage. Denn wer entschied nun das? Wer bestimmte das? Die meisten Männer waren Soldaten, standen im Kampf an der Front. Zurückgeblieben waren die „Unentbehrlichen“. Es waren nicht immer die besten. Sie saßen in den Lagern und Heldengreifkommissionen und waren manchmal ganz junge, unreife Burschen. Die ganze Jugend, die männliche, wurde zur SS eingezogen, da wurde keiner nach seinem Wunsch und Willen gefragt. Die SS mußte aufgefüllt werden. Es wurde befohlen, die Jugend der Deutschen aus Litauen mußte zur SS.

Im Frühjahr 1942 begann die Rücksiedlung, der O-Paß war die Eintrittskarte dazu. Wie beneidenswert erschienen den A-Leuten diese Auserwählten. Schon im Herbst desselben Jahres durften die Rücksiedler ihre Familien nachkommen lassen. Jetzt waren die Deutschen



Weihnachten 1951. Umsiedlers „Zuhause“ in der Zone (Mecklenburg). Die Einrichtung der „guten Stube“ erzählt mehr als tausend geschriebene Worte, wie es ihm geht!

nicht mehr geduldete Gäste im Gaststaat, sondern Bürger eines großen mächtigen Reiches, das die alte Heimat unter seinen Schutz genommen hatte. Es war eine Zeit, die zu großen Hoffnungen berechtigte. Doch leider dauerte sie nicht lange, diese glückliche Zeit. Zu Ende waren die beispiellosen Siege der deutschen Heere, sie gehörten der Vergangenheit an. Im Wehrmachtsbericht wurde allerdings nie vom Rückzug gesprochen, sondern nur von Absetzbewegungen, das klang harmloser. Aber ach, wo war die Wolga geblieben, der deutsche Soldat hatte sich längst von ihr abgesetzt und der Feind setzte ihm nach.

Ganz Deutschland glich einer belagerten Festung, die von allen Seiten eingekreist wurde. Der Raum um die Festung verengerte sich von Monat zu Monat, von Woche zu Woche. Das Donnern der Geschütze, das anfangs nur wie ein fernes Gewitter zu hören gewesen war, wurde immer deutlicher. Die Feinde schossen und wir setzten uns ab. Das Kriegsmaterial war zusammengeschmolzen.

Im Juni 1944 mußten die Rücksiedler flüchten, flüchten in Hast und Eile, sie verloren ihre letzte Habe. Jetzt war es eine Flucht, keine Umsiedlung mehr, damals, vor drei Jahren, bot sich hinter der Reichs-



Jeder Generation ihren eigenen Krieg! Über Litauen — auf dessen Gebiet sich die Auseinandersetzungen fremder Mächte austobten — war schon 1911/15 eine Welle der Zerstörung hinweggegangen. Das III. Fort bei Kauen nach der Beschießung durch die deutsche sogenannte „Dicke Bert“.

grenze eine Sicherheit, heute würde der Feind keine Grenze mehr respektieren. Nun war es gleichgültig, ob man einen A-Paß hatte oder einen O-Paß, gleiches Los traf alle.

Im Jahre 1945, mitten im Winter, um den 20. Januar, setzten sich Millionen in Bewegung, der ganze Osten ging auf die Landstraße. Wohn? Ohne Ziel, nur fort, fort aus dem Bereich der feindlichen Geschütze. Wo war unsere stolze Wehrmacht geblieben? Reste von ihr flüchteten gleich den Umsiedlern über die Landstraßen nach Westen, nach Westen.

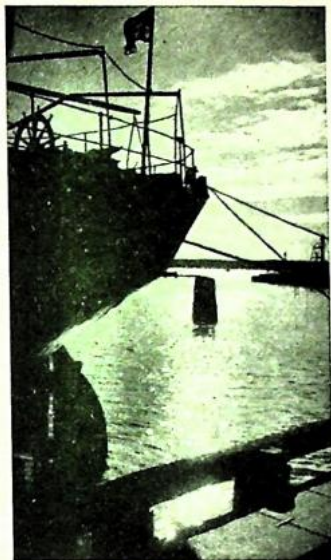
Die Angst und die Verzweiflung, einem grausamen Feind in die Hände zu fallen, trieb alle auf die winterlichen Landstraßen. Das Gekrache der dunklen Krähen auf den öden weißen Feldern war die Begleitmusik der kilometerlangen, trostlosen Trecks. Ein eisiger Wind legte erbarmungslos über sie her. Das Ende aller Dinge schien gekommen zu sein.



Allstadtgasse in Wilna. Bleistiftzeichnung von H. Ernst.

ALEX BAUGEL:

Kein Platz für Bauern



Wir waren viele Geschwister zu Hause, aber ich war der Älteste und sollte einmal den Hof übernehmen. Mein Vater hat uns alle auf die deutsche Schule geschickt, das hat ihm ein schweres Stück Geld gekostet, denn die Schule war weit, und wir mußten im Internat wohnen. Wenn wir auch nur vier Jahre die Schule besuchen konnten, so haben wir doch lesen und schreiben gelernt, und das hat uns im Leben viel geholfen. Damals wußten wir ja nicht, welche schweren Zeiten wir entgegengehen. Die Mutter hat manchmal geseufzt; daß der Vater so viel Geld für uns ausgeben, sei unnützlich, denn nicht mit dem Kopf würden wir mal unser Brot verdienen, sondern mit den Händen. Wenn sie gewußt hätte, wie sehr wir unseren Kopf einmal nötig haben würden! Die Brüder erlernten ein Handwerk, die Schwestern heirateten, und ich kam in die Wirtschaft zum Vater.

1930/1931 wurde ich einberufen und diente im litauischen Heer. Da schon zeigte es sich, wieviel es mir nützte, daß ich eine Schule besucht hatte, ich wurde Unteroffizier, die ganze Familie war stolz auf mich. Der Vater sagte: „Der Alex, der Alex, das ist einer!“

Nachher bin ich einige Male zu Kursen in Dotnovo gewesen, da habe ich viel gelernt, das kam der Wirtschaft zugute. Wir kamen gut voran. Als ich 1938 heiratete, zog der Vater aufs Altenteil und ich übernahm die Wirtschaft. In diesem Jahre heiratete Schwester Lina,

das war die einzige, die noch zu Hause geblieben war. Hals über Kopf ging es. Der Bruder vom Nachbarn war aus Amerika zu Besuch gekommen. Er hatte goldene Zähne im Munde und eine Armbanduhr, er verliebte sich in die Lina und sie in ihn. Allein wollte er nicht mehr zurückfahren, sie ließen sich trauen, und er nahm sie mit. Ich mußte all mein Geld zusammenkratzen, um sie auszuzahlen, es wäre ja leichter gewesen, wenn ich Pferd und Kuh hätte geben können, aber Vieh konnten sie nicht mitnehmen, es mußte Geld sein. Doch, Gott sei Dank, es ging alles ohne Streit und Zank, und Lina fuhr glücklich ab.

Drei Jahre später, wer hätte das gedacht, saßen wir im Leiterwagen mit Kisten und Kasten und fuhren auch ab. Wir wurden umgesiedelt. Frau und Kinder, wir hatten zwei, einen Jungen und ein Mädel, die alten Eltern, alles hinein in den Wagen, über den ich eine große Plane gespannt hatte. Unsere Herzen waren schwer, was würde die Zukunft uns bringen? Wir fuhren und fuhren. Unsere braunen Pferdchen zogen uns treu und brav. Ich habe immer unsere Pferde besonders gern gepflegt, aber liebgewonnen habe ich sie erst so richtig auf diesem langen Wege, da wir auf sie angewiesen waren. Zunächst kamen wir in ein Lager, im Kreise Litzmannstadt. Die Frau mit den Kindern blieb auch da, ich aber kam im Sommer zur Feuerschutzpolizei nach Gnesen. Da fing man an zu munkeln, man sprach von Rücksiedlung, aber nur die kämen in Frage, die einen O-Paß hatten. Zuerst wollte ich es nicht glauben, aber als einige tatsächlich zurückfahren konnten, fing ich auch an, mich zu bemühen. Den O-Paß hatte ich, den heißbegehrten, gesegnet sei der Vater, der uns in eine deutsche Schule geschickt und so darauf gesehen hatte, daß wir zu Hause deutsch sprachen. Es ging nicht so schnell, wie ich es ersehnte, aber es kam dazu. Ich wurde Treuhänder auf einem großen Gut in Kauen. Wer war froher als ich. Es war nicht mein Hof, er war viel größer als unserer, auch brauchte ich nicht selbst auf dem Felde mitzuarbeiten, aber ich atmete den Duft der Wiesen, ich sah den Roggen auf unseren heimatischen Feldern reifen. Im Herbst, noch vor der Kartoffelernte, konnte ich meine Familie kommen lassen. Wir waren froh, daß wir wieder alle beisammen waren, wenn es auch dem Vater nicht sehr gefiel. „Ich verstehe nicht“, sagte er, „warum sie uns nicht unsern richtigen Hof zurückgegeben haben, hier passen wir nicht hin, das kann nicht von langer Dauer sein, das ist Größenwahnsinn.“

Er sollte recht behalten, im Januar starb er, wir bettelten ihn noch in die heimatische Erde. Im Juli desselben Jahres war das herrschaftliche Leben zu Ende, wir mußten flüchten. Da konnten wir keine Kisten und Kasten mitnehmen, wir waren froh, daß wir unser Leben retten konnten. Damals dachte ich, jetzt sei alles zu Ende. Aber es ist erstaunlich, solange der Mensch atmet, solange kämpft er um sein Dasein. Im Februar, es ist kaum zu glauben, ganz zum Schluß, wurde ich noch zur Wehrmacht eingezogen, mußte mich von meiner Familie trennen. Eigentlich war ich nur dazu einberufen, um in Ge-

fangenschaft zu geraten. Ich kam nach Posen, aber im Herbst wurde ich schon entlassen, warum? weshalb? Andere wurden verschickt, ich kam frei. Meine Familie fand ich im Kreise Schwerin. Was ich da sah, gefiel mir nicht. Ich fühlte es mehr, als daß ich es erklären konnte, und sagte mir: „Nichts wie weg.“ Meine Mutter, meine Frau wollten nicht, sie waren bei Bauern einquartiert und hofften, daß es, wenn ich auch arbeiten würde, besser werden könnte. Aber ich ließ nicht nach, und so machten wir uns auf und kamen nach Berlin, wieder in ein Lager, aber nicht für lange, wir wurden weiter nach Niedersachsen geschickt. Für jeden, dachte ich, kann es vielleicht hier was werden, aber nicht für mich, nicht für einen Bauern. Jeder Handwerker hat seine Profession in seinen zehn Fingern, aber ein Landwirt, der kann seine Erde nicht mitbringen, und hier gab es mehr Menschen als Erde. Für Bauern war hier kein Platz, ja, in die Fabrik... Ich schrieb an Lina, die in Kanada war. Inzwischen versuchte ich, hier und da Arbeit zu finden, aber überall standen lange Schlangen vor den Toren. Es gab zu viele Flüchtlinge, die alle aus ihren Bühnen geschleudert waren.

Von Lina bekam ich Antwort. Sie schrieb, es sei wohl möglich auszuwandern. Ich mußte mich melden bei der Kommission. Landarbeiter hätten die meiste Aussicht, sie dürften nicht älter als 45 Jahre sein, vollkommen gesund, christlich gesinnt und mit Familien, wo der größere Teil arbeitsfähig ist. Nun, ich meldete mich, wenn ich auch noch keine arbeitsfähigen Kinder hatte, ich hoffte. Eines Tages kam die Aufforderung, uns in Bremen zur Untersuchung einzufinden, zwecks Umsiedlung. Da haben wir uns gefreut, alle sagten, wenn man schon diese Mitteilung hat, dann kommt auch die Erlaubnis zur Ausfahrt. So fuhren wir denn hin. Das war alles sehr großartig. Wir wurden sehr genau untersucht, aber da hatte ich keine Befürchtungen, um so größer war unsere Enttäuschung, als es hieß, unser Junge hätte was an der Lunge. Ja, er hatte mal eine Lungenentzündung gehabt, aber davon meinten wir, sei nichts nachgeblieben. Das war der Grund, warum wir mit langen Nasen zurückfahren mußten, wir bekamen keine Genehmigung zu fahren. Wieder verging ein Jahr, mühselig schlugen wir uns durch, wir hatten es so satt, dieses Suchen nach Beschäftigung, Arbeit konnte man es nicht nennen.

Ich war wieder eines Abends sehr verdrießlich nach Hause gekommen. Am nächsten Tage brauchte ich nicht mehr an den Arbeitsplatz, den ich gehabt hatte, zu gehen, dort war die Sache zu Ende, nun hieß es wieder weitersuchen. „Verzag nicht“, mahnte die Mutter, „du wirst sehen, morgen kommt Hilfe, Gott hat uns noch nie verlassen.“ Die Alten sind wirklich naiv, dachte ich, woher soll denn die Hilfe kommen?

Am nächsten Tage, kaum zu glauben, hält ein blankes Auto vor der Tür. Wollen die zu uns? Wahrhaftig, zu uns. Wir sollen in den nächsten Tagen noch einmal zur Untersuchung nach Bremen. Ist so was möglich! Wir fuhren natürlich hin, und mit einem Male war alles in Ordnung, wir bekamen die Ausreise, der lutherische Weltbund be-



„Bauern wir grüßen Euch“ hat es einst geheißen. Heute ist in Deutschland kein Platz mehr für Bauern, jedenfalls nicht für diejenigen, die ihre Heimatscholle haben verlassen müssen.

ahlte die Reise, allmählich müssen wir sie ihm zurückerstatten. Er hilft auch über die erste Zeit, bis man Arbeit gefunden hat. So sind wir denn ausgewandert, und wenn es auch zuerst sehr schwer war, aber ich konnte wieder Landarbeit machen, es gab weite Felder, große Wälder. Dort war noch viel Land und das brauchte Arbeiter. Wir haben uns alle hier eingelebt, die Landschaft erinnert mich immer an die Heimat, einer sitzt nicht so nah beim andern. Wir bereuen es nicht, daß wir ausgewandert sind, denn in Deutschland ist kein Platz mehr für Bauern.



GUSTAV BERWING:



Aus Schindelmeisers Tagebuch

Ma i 1937.

Cousine Erna kommt mit ihrem Mann und drei Kindern, um die großen Sommerferien bei uns zu verleben. Sie schrieb schon vor Weihnachten, daß sie sich einmal richtig erholen möchten, völlige Ruhe haben und das Landleben genießen. Wir haben sie natürlich eingeladen und geschrieben, daß wir uns sehr auf sie freuen. Für unsere Kinder wird es gut sein, einmal die feinen Verwandten aus Deutschland kennenzulernen.

August 1937.

Nun ist es schon eine Woche her, daß unsere Feriengäste abgefahren sind. Sie waren begeistert, die Großen und die Kleinen. Sie machten so, als wäre es hier ein Paradies. Der Wald und das Wasser, die köstliche frische Milch und die selbstgeschlagene Butter. Der Emil hat angeht. Erna hat im Schaukelstuhl gelegen, die Kinder haben die Pferde auf die Weide geritten, und als sie wegfuhr, haben sie sich geprügelt, wer beim Kutscher sitzen dürfe. Erna und Emil haben sich bedankt und immer wieder bedankt. Zum Abschied fiel mir Erna um den Hals und sagte: „Ich muß dir einen Kuß geben, Alex, es war, es war zu schön bei euch. Jetzt müßt ihr mal zu uns kommen, uns besuchen, ihr sollt alle unsere lieben Gäste sein.“

Ich sagte: „Kommt ihr mal lieber wieder her. Für uns ist die Reise zu teuer.“

Die sind reiche Leute, aber das sagte ich nicht, die können sich das leisten, und der Aufenthalt hier hat sie nichts gekostet. Wer wird denn von Verwandten Kostgeld nehmen? Das tut doch keiner.

März 1945.

Olga ist enttäuscht. Komisch waren sie ja auch, die lieben Verwandten. Bei uns sind sie doch wochenlang zum Besuch gewesen. Auf der Flucht haben wir die ganze Zeit gedacht, wenn wir nur erst bei den Verwandten wären, die würden uns doch mit ebenso offenen Armen aufnehmen, wie wir sie aufgenommen haben. Aber Kuchen auch! Als wir, Flüchtlinge aus dem Osten, vor ihrer Tür standen, da hatten sie nur ein verlegenes Lächeln. Ja, ja, sagten sie, das ist traurig, sehr traurig mit uns, aber wo sollten sie uns unterbringen? In der guten Stube

geht es doch wahrhaftig nicht, die andern Zimmer seien alle besetzt, die Kinder und so... Aber die Stadt, ja, die habe vorgesorgt, o, für die Flüchtlinge werde gesorgt. Vetter Emil hat uns selbst hierher, in eine Schule gebracht, ein Klassenraum, nein, nicht einer, viele waren ausgeräumt und Strohlager gemacht. Das Stroh war wohl sehr ausgelegen, kein Wunder bei den vielen Flüchtlingen.

Vetter Emil tröstete uns, hier, das sei nur vorübergehend, provisorische Unterkunft, nachher würden wir in Wohnungen eingewiesen werden. Na, dann geht's ja noch, dachte ich, aber Olga gab ihm zum Abschied nicht einmal die Hand, so böse war sie. Wir haben aber noch eine warme Suppe zu essen bekommen, das war schön! Müde, wie wir waren, warfen wir uns aufs Stroh, die Kinder schliefen gleich ein. Olga murzte: „Bei uns schliefen sie in Daunenbetten.“ Ich sagte: „Sei still, immer noch besser als in Sibirien. Gott hat uns bisher geholfen, er wird auch weiter für uns sorgen.“

März 1946.

Eine Baracke bekam ich zu kaufen, die habe ich mit den Jungens auf einem Trümmergrundstück aufgestellt, das ist ein ganz guter Platz, da müssen die Leute alle vorbei, wenn sie zum Bahnhof gehen. Olga nicht faul, hat angefangen Kaffee zu kochen, und der Paul, das ist ein findiges Kerlchen, der hat auf Pappbecken eine Kaffeekanne gemalt, die dampft, „hier gibt es heißen Kaffee“ hat er daruntergeschrieben. Gleich den ersten Tag kamen acht Leute und tranken Olgas Kaffee, heißen Kaffee in warmer Stube...

April 1946.

Die Polizei ist uns auf den Hals gekommen. Unerlaubter Ausschank, sagten sie. Wo unsere Konzession sei? Ja, wo war die, nur in Olgas Hof. Was habe ich da für Klapotten gehabt, bis ich das in Ordnung brachte. Schließlich bekam ich ein Papier und durfte Steuern zahlen, ich kam ganz stolz nach Hause. Aber Olga schimpfte, mit den Frauenteuten ist es manchmal schwer, sie verstehen so etwas nicht, sie sind immer gleich so aufgeregt. „Sei still“, sagte ich ihr, „wo Steuern gezahlt werden, da herrscht Ordnung, es geht aufwärts.“

März 1947.

Heute haben wir zu Mittag Erbsensuppe gehabt, die hat geschmeckt! Lonny hat beim Bauern Rüben verzogen und eine Speckschwarte erhalten, die brachte sie der Mutter Paul, der hat sie ausgelacht, denn der brachte Speck, richtigen Speck, allerdings nur ein kleines Stückchen, so groß wie man sich zu Hause ein Stück abschnitt, um es in den Mund zu stecken, aber es war eine Kostbarkeit und jeder hat daran einmal gerochen und damit war die Erbsensuppe gekocht, wie sagen sie doch hier, geschmelzet war sie. Mutter Olga hatte wundervoll damit kochen können. „Sondermeldung, Sondermeldung“, schrie Lonny einmal beim Essen, „ich habe ein Stück Fleisch erobert.“ „Ich — ein Stück Schwarte“.



Heimatlicher ländlicher „Kletis“ (Speicher). Bleistiftzeichnung von H. Ernst.

gestand Paul „die fresse ich auf“, und er kaute, was er Kraft hatte, zog immer Grimassen dabei. Was war das doch für ein herrliches Gefühl, einmal richtig satt zu sein!

Juni 1948.

Sonntag gab es Kopfgeld. Währungsreform. Am nächsten Morgen erwachten wir im Schlaraffenland. Alle Schaufenster waren voll, voll mit Sachen, an die wir nur im Traum gedacht hatten. Kleider, Kochtöpfe, Schokolade... alles war wieder da! Nur das Geld war alle. Doch Wasser gab es genügend, und zum Kaffee gehört in erster Linie Wasser. und Olga kochte weiter... Sie paßt sich immer mehr den Verhältnissen an.

März 1949.

„Wir werden ein Haus bauen“, sagte ich.

„Womit?“ höhnte Olga.

„Aus Stein und Mörtel.“

„Haha, das ich nicht lache.“

Jetzt lacht sie aber erst recht, denn wir bauen tatsächlich. Das Bauen

ist nicht mal das Schwerste, aber bis ich dazu kam! Bis ich mich so durchfand zu den richtigen Stellen. „Zimmer 12“, sagte der eine, „nein, falsch, das ist jetzt Zimmer 82“, tripp, trapp steige ich empor, „bedauere, Sie müssen nach 67“, aber 67 ist auf Urlaub, „wer ist denn zuständig?“ „Kollege in 17, aber der mußte zum Zahnarzt, solch eine“, er zeigt, „geschwollene Backe...“ aber einmal hört der Zahnschmerz auf, einmal kommt der Urlauber zurück und einmal habe ich es erreicht, ich kann bauen. Die Mauern wachsen, der Dachstuhl hebt sich. Beim Richtfest stellen wir uns um den Bau, fallen die Hände und ich spreche das „Vater unser“.

Juni 1952.

Olga kocht noch immer Kaffee, jetzt backt sie auch schon Kuchen, richtige mit Schmant und Butter, ich stellte mich auf die Straße mit so einem „Bauchladen“ sagen sie hier, und verkaufte Eis, einfach was wir „Maroshenaja“ nannten. Daß die Menschen dies kalte Zeugs lutschen können! Mir schmeckt ja eine Flasche Kwas besser, aber das kennen sie hier nicht...

Mai 1956.

Ein Haus haben wir, ein schönes! Garten, Veranda... Olga hat einen Konditor angestellt, der backt Torten mit allen möglichen Schmörkels. Fräuleins bedienen, vorne haben sie ein weißes Läppchen, hinten eine riesige Schleife. Olga sagt, so muß es sein. In der Zeitung standen wir auch schon, da hieß es „Etablissement, Café Olga“, gepflegte Weine, erstklassiger Mokka... Mit dem Bauchladen hat das auch ausgehört, das Eis wird in Café Olga verabreicht...

Juni 1958.

„Mami, das geht nicht mehr, diese fette Erbsensuppe, die kann ich nicht essen, ich hab schon wieder zwei Pfund zugenommen, kein Kleid paßt mir mehr“, jammert Lonny. „Nee, das kommt nicht mehr in Frage, Speck ist mir zuwider“, erklärt Paul. „Von jetzt ab esse ich kein Abendbrot mehr“, schwört Lonny. „Du mußt eben mehr Sport treiben“, rät Paul. Ja, die Zeiten haben sich geändert.

Juli 1960.

Ei, sieh da, nun hatten wir auch wieder Verwandte. Vetter Emil und Cousine Erna kamen uns besuchen. Ich tat sehr freundlich, aber Olga war steif wie ein Stock. Zum Schluß habe ich mich aber doch geschämt... hat sie doch einem von den Fräuleins mit der großen Schleife hinten den Auftrag gegeben, bei den Verwandten zu kassieren, das tut man doch nicht! Die mußten alles bezahlen, Kaffee und auch Kuchen.

„Wenn man bedenkt“, sagte Cousine Erna spitz, „daß ihr doch nur durch uns hierher gekommen seid...“

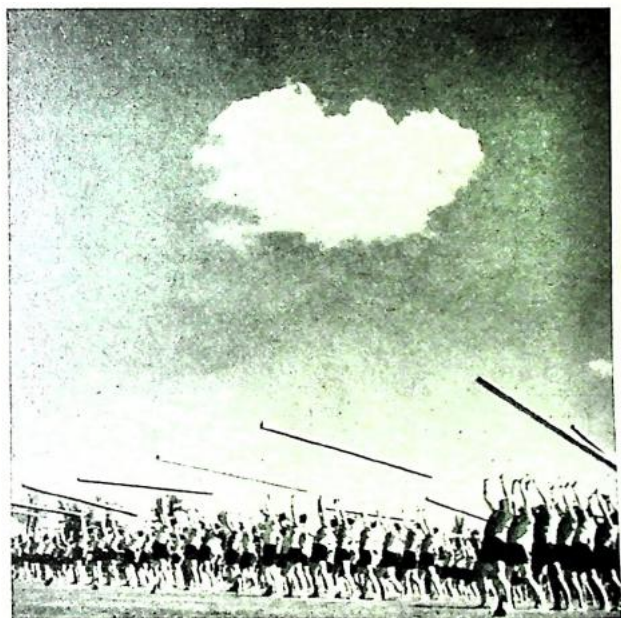
„Wieso durch euch?“ fragt Olga erstaunt.

„Nun, wenn wir nicht hier gewohnt hätten, wäret ihr doch nicht hierher geflüchtet.“

„Das ist aber auch das einzige“, sagt Olga mit funkelnden Augen.

Nachher sagte ich zu ihr: „Das hättest du nicht sagen sollen. Gott hat doch unsere Arbeit mit Wohlstand gesegnet.“

„Ach was, einmal mußte ich meinem Herzen Luft machen... Brauchst mir keine Predigten zu halten, das Geld von deren Kaffee und Kuchen, das habe ich mir vorgenommen, werfe ich Sonntag in den Klingbeutel.“ So ist die Olga! Ich umarmte sie. „Bist mein braves Weib, meine liebe Olga, wir sind doch beide von Herzen dankbar... jeden Tag werde ich dicker... ha, siehst du, zu gut geht es uns... jetzt ist mir der Kragenknopf abgerissen... und die Hose ist auch zu eng!“



Aus litauendeutschem Gemeinschaftsleben in der alten Heimat: Jugend beim „Balkensport“ im Kauener Stadion.

Im Jahre Null

Ein trüber Novembertag, dichter Nebel hing über der Stadt, Glocken läuteten, es war Sonntag. Ein Soldat schleppte sich durch die nassen Straßen. Es war nicht der Fuß, der ihm zu schaffen machte, die Wunde war am Verheilen. Er zog ihn nur noch etwas nach; von innen kam seine Mudigkeit, die Leere, die Trostlosigkeit. Ruinen, nur Ruinen. Er sah sich um: Häuserruinen, Menschenruinen. Kameraden in abgeschabten Soldatenmänteln; umwickelten Armen, zerrissenem Schuhzeug gingen wie er ziellos durch die Straßen.

An den Mauerresten klebten Plakate. Er blieb stehen und las. Da waren handgeschriebene, von der Feuchtigkeit war die Tinte ausgeblutet, unkenntlich die Schrift, ein gedruckter darunter sah sehr auffallend aus. Er trat näher, um ihn zu lesen. Was stand da? Sein Name? „Ich suche, ich suche, wen? Um Gottes willen, wen...? meinen Sohn?“ Es ist sein Sohn, „geboren in Kauen, zuletzt im Krankenhaus Schönlanke in Pommern, Auskunft erbittet Alida Obrikat, Bremen, Rolandstraße 10.“ Erbarmt euch, Leute, gebt Auskunft, sagt mir, erzählt mir, was ist mit meinem Sohn geschehen? Es handelt sich doch nicht um einen Koffer, nicht um eine Maschine, sondern um ein Kind, meinen Sohn! Ihm wird übel zumute, so daß er nach einer Stütze sucht. An die Mauer gestützt, starrt er auf den Zettel, auf die dunklen Buchstaben auf weißem Grunde. Er kann seine Augen davon nicht losreißen... „Alida, Alida, unser Sohn, der behütete Kleine... wo ist er?“ „Er ist nicht da“, hat er es laut gerufen, kein Mensch achtet auf ihn, viele solche Schreie schallen in den Nebel hinaus. Keiner kümmert sich um den Mann im feldgrauen Mantel ohne Rangabzeichen, solche gibt es Tausende, Zehntausende, sie sind nicht zu zählen... sie haben den Krieg verloren, und wehe den Besiegten! Er hat sich auf einen Schutthaufen niedergekauert, er, der ehemalige deutsche Soldat mit seinem blanken Schild, liegt zerschlagen am Boden, zerschmettert, er und seine Familie... verloren sein Sohn, der siebenjährige Kleine! Er gibt sich einen Ruck, nein, nicht so, nicht

so... seine Frau? Wo ist sie? Sie ist doch hier. Er steht auf, instinktiv putzt er mit den Händen den Mantel, es ist noch guter alter Stoff, und schleppt sich weiter, noch zögernder ist sein Schritt. Hängt noch wo so ein Plakat? Überall müssen sie kleben, überall... in die Welt muß es hinausgeschrien werden: ich suche meinen Sohn!

Auf der anderen Seite der Straße steht eine Kirche. Er geht hinüber... da, auch hier hängt die schreckliche Suchanzeige. Er liest sie wieder Wort für Wort, er kennt sie auswendig, „in die Rolandstraße muß ich“, murmelt er vor sich hin, „in die Rolandstraße...“ Die Kirchenglocke setzt ein, blechern ist ihre Stimme, die großen, vollen sind eingeschmolzen, um Menschen umzubringen, um Menschen zu töten. Viele Frauen gehen in die Kirche, sie tragen schwarze Kleider, tragen sie auch so großes Leid? Suchen sie ihre Söhne, ihre Männer?

Er folgt ihnen mechanisch, es ist doch so gleichgültig, so einerlei, wohin er jetzt geht. Mit dem Gott, der das alles zuließ, was hat er mit dem zu schaffen! Er wird sich nur ein bißchen ausruhen in diesem stillen Raum, denkt er, und läßt sich auf die letzte Bank nieder. Von da kann er die Kanzel sehen, er hört das Orgelspiel, die Stimme des Pastors, den Gemeindegesang, aber es dünkt ihn alles aus weiter Ferne zu kommen. Jetzt steht der Pastor auf der Kanzel, er sieht ihn die Bibel aufschlagen... Eine Stelle aus dem Jesaja liest er vor, aus dem Alten Testament; das war doch Jahrtausendealt, was könnte die einem zu sagen haben in dieser großen Not. Es scheint ihm aber, als sei die Stimme nähergerückt, als spreche sie direkt zu ihm, so laut und deutlich schlagen die Worte an sein Ohr. „Das zerstoßene Rohr wird nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen. Er wird das Recht wahrhaftig halten lehren.“

Zerstoßene Rohr, wiederholt er in seinem Innern, zerstoßene Rohr ja das war es, das war das ganze deutsche Volk, treffender Ausdruck, zerstoßene Rohr, das waren sie alle... aber es glimmte noch, es glimmte noch ein Docht, ja, ja, es glimmte noch die Hoffnung, und die wird nicht ausgelöscht werden... Dieser Gott, der so Grausames zuließ, er wird das Recht wahrhaftig halten lehren. Nein, nein, er war ungerecht, er selbst war ungerecht, wie sollte er das Recht halten lehren. Hatte er sich nicht bemüht, menschlich zu handeln, zu helfen, wo es möglich war. Er war stolz darauf gewesen, daß seine Truppe sich bis zuletzt in Zucht und Ordnung gehalten hatte. Er hatte eine Kraft in sich verspürt, die allem gewachsen zu sein schien, aber jetzt — war es aus... aus... War das nicht ein Beweis für die Gerechtigkeit des großen Gottes? Der Mensch war zur Bestie geworden, er mußte nach dem, was geschehen war, erst ein zerstoßenes Rohr werden, er mußte wieder menschlich werden, menschlich denken lernen. Wie war es in seiner Rekrutenzeit gewesen? Zuerst ein vollkommenes Nichts, und dann erst wurde das Neue geboren. Die Verheißung lautete, er wird den glimmenden Docht nicht auslöschen... wenn es noch eine Rettung aus dieser Not, aus diesem Elend gab, dann war

sie nur bei dem zu finden, der glimmende Dochte nicht auslöscht, der es vor Tausenden von Jahren nicht getan hatte und es heute dem Menschen wieder von neuem verheißt. Er war einen anderen Weg gegangen, er hatte auf seine eigene Kraft gebaut, sein junges, starkes Leben in die eigene Hand genommen, er hatte gemeint, Gott nicht mehr nötig zu haben... ach, er mußte aufhören zu denken... nur sein Sohn, sein kleiner Sohn, wo war er? Schnellen Schrittes verläßt er die Kirche. Aber die Worte, die er gehört, verlassen ihn nicht. Sie begleiten ihn. Auch im Jahre Null, da alle Stützen zerbrochen, alle Sicherheiten hinweggefegt wurden, lebte der Gott, der glimmende Dochte nicht auslöscht, der zerstoßene Rohre nicht zerbricht. Mit Gottes Hilfe sollte das Leben weitergehen. Und während er durch die zerschlagene Stadt ging, wuchs die Gewißheit in ihm, daß es nur einen Weg gebe: sich unter den Willen des Lenkers aller Schicksale zu beugen. Nicht die Sorge um sein liebes Kind würde aufhören, nicht die Not würde ihm genommen werden, aber er und alle seine Schicksals- und Heimatgenossen standen in Gottes Hand. Eine Ruhe zog in sein gequältes Herz. Mit Flammenschrift wollte er es über sein Leben, über das Leben seines ganzen Volkes, über die ganze Welt schreiben: Fangen wir etwas Neues an, lernen wir ein neues Denken, bauen wir ein neues Haus, und alles, was wir tun, geschehe mit Gottes Hilfe!

In den Bildern auf der gegenüberliegenden Seite offenbart sich die ganze Tragik des Litauendeutschtums als eines „Volkes zwischen den Grenzen“. Das Anwesen der Familie Degling in Tauroggen beweist es. Als die deutschen Truppen während des Ersten Weltkrieges einen Vergeltungsschlag gegen die zaristische Armee führen wollten, legten sie mittels ihrer Artillerie die „russische“ Stadt Tauroggen in Schutt und Asche. Daß in Tauroggen kaum ein Russe wohnte, wohl aber viele Deutsche, konnten die deutschen Artilleristen nicht wissen, denn wer in Deutschland wußte damals schon, daß es auch außerhalb Deutschlands Deutsche gab? Auf unserem obigen Bild, ganz rechts, steht das ausgebrannte Haus der Familie Degling. Unter unsäglichen Mühen — es gab weder einen „Lastenausgleich“ noch sonst irgendeine Entschädigung — wurde das Anwesen von der Familie wiederaufgebaut. — Am 22. Juni 1941 war Tauroggen das Ziel eines Bombenangriffes. Wieder waren es deutsche Truppen, die eine „russische“ Stadt in Trümmer legten. Und wieder waren es deutsche Häuser, die dabei in Flammen aufgingen. Auch das Haus der Familie Degling (siehe unteres Bild) war wieder dabei! Es war nur ein schwacher Trost, daß die Besitzer diesmal als Umsiedler in Baracken in Deutschland saßen.



Nie

Im Herbst 1946 bekam Joachim Salten seinen Entlassungsschein. Achtzehn Monate war er in dem sibirischen Gefangenenlager gewesen. Seine Freude darüber wurde getrübt durch die Gewißheit, daß er so krank sei, so krank, daß er zu keiner Arbeit mehr zu brauchen sei. Wer damals auch nur noch etwas leisten konnte, wurde nicht entlassen. Nur die ganz hoffnungslosen Fälle wollte man loswerden. Und so einer also... war er.

Den Fahrschein ließ er sich bis Celle ausstellen. Es war eine lange beschwerliche Reise, ein weiter Weg, von der Küste des Weißen Meeres, hoch oben im Norden, bis zu der anmutigen Residenzstadt am Rande der Heide.

Als er dort ankam, erfuhr er, daß das Dorf, in dem seine Mutter und Geschwister — sein Vater war schon 1942 in Rußland gefallen — Obdach gefunden hatten, so weit von der Stadt entfernt lag, daß er es zu Fuß nicht erreichen konnte, jedenfalls nicht in diesem elenden Zustande, in dem er sich jetzt befand.

Traurig stand er, in seiner abgeschabten Militärkleidung, am Fahrkartenschalter, wo er diese Auskunft erhalten hatte. „Es gibt doch schon eine Bahnverbindung dahin“, tröstete der Beamte. „Aber ich habe keinen Pfennig...“

„Ich bezahle sie“, tief eine Stimme hinter seinem Rücken, er wandte sich mühsam um, jede Bewegung verursachte ihm Schmerzen, da sah er, wie ein Mann das Geld aus seinem Beutel nahm und bezahlte. Der Beamte reichte ihm die Karte. „Bitte sehr“, sagte er, „in 15 Minuten geht der Zug.“ Seine Hand, die die Fahrkarte umschloß, zitterte, und Tränen flossen ihm übers Gesicht. Das war der erste Willkommensgruß im Vaterland.

Er bestieg den Zug und war in kaum einer halben Stunde am Ziel. Von dem kleinen Bahnhof fragte er sich nach Hause durch. Ja, war es denn ein Zuhause? Zuhause war doch dort, wo ihr Hof lag, wo ihm alles lieb und vertraut gewesen war, wo alle ihn kannten und er sie, aber hier war doch alles fremd, fremd sahen einen die Menschen an, fremd war das Haus, in das er trat. Mühsam schleppte er sich die Treppe nach oben und klopfte an die Tür. Sie wurde geöffnet, seine Mutter stand vor ihm. Da war er trotz aller Fremde zu Hause. Die Arme seiner Mutter hielten ihn umschlungen, seine Schwestern und sein Bruder griffen nach seinen Händen. Es war, als erlebe er einen wunderschönen Traum und doch war alles Wirklichkeit, er war zu Hause.

„Mein lieber Sohn, zieh doch deinen Mantel aus, jetzt bist du zu Hause, mein lieber, lieber Sohn, nun bist du bei uns“, sagte die Mutter, ihm immer wieder die Wangen streichelnd. „Laß mich, Mutterchen, laß mich noch ein Weilchen ausruhen, ein bißchen sitzen“, und er ließ sich langsam auf einen Stuhl fallen. Mit erschreckten Augen verfolgte seine Mutter diese schwerfälligen Bewegungen, aber sie sagte nichts.

Gleich am nächsten Tag gingen sie zum Arzt, vom Arzt ins Krankenhaus zur Röntgenaufnahme. Noch hofften sie, es werde etwas Harmloses sein, aber diese Illusion wurde ihnen bald genommen. Die Ärzte druckten sich vorsichtig aus, sie meinten die Behandlung würde längere Zeit in Anspruch nehmen, er müsse ins Krankenhaus. Wie lange? Das sei nicht vor auszubestimmen, fürs erste müsse man mit drei Monaten rechnen. Drei Monate ist eine lange Zeit, aber sie vergehen ja schließlich, auch wenn man im Krankenhaus im Gipsbett liegen muß. Aber aus drei Monaten wurden es weitere drei und nach einem halben Jahr war noch immer keine Aussicht auf Heilung, es wurde schließlich ein Jahr, da bat er, nach Hause zu dürfen, er versprach, da geneuso ruhig zu liegen wie hier. Diese Bitte wurde ihm gewährt. Der Krankenwagen brachte ihn nach Hause.

Zu Hause begann für ihn ein anderes Leben. Sein Bruder holte Kame-raden herbei, die hoben sein Bett auf Klötze, so daß es in gleicher Höhe mit dem Fensterbrett war. Nun konnte er durchs Fenster sehen. Eine mächtige alte Linde stand an der einen Seite und ihre Zweige ragten, wenn die Fenster offenstanden, bis ins Zimmer hinein. An warmen Sommerabenden erfüllten sie die ganze Stube mit ihrem köstlichen Duft.

Burschen und Madel versammelten sich da unten und es entspann sich eine fröhliche Unterhaltung von oben nach unten, von unten nach oben. Tausend Nichtigkeiten erzählten sie sich, die doch so wichtig waren, denn dadurch schwang er mit im Rhythmus des Dorflebens. Der Bürgermeister, ein prächtiger alter Heidebauer, hatte versprochen, jeden Tag für ein gutes Mittagessen zu sorgen. Er teilte das ganze Dorf so ein, daß jede Woche ein anderer Bauernhof dajakam. Ausgeschlossen hat sich keiner, aber es gab natürlich Häuser, in die seine Mutter besonders gern ging, um das Essen für ihn in Empfang zu nehmen, und es gab solche, die sie gemieden hätte, wenn es sich nicht um die Genesung ihres Sohnes gehandelt hätte. Frische Eier, guter Speck, fette Milch und die köstliche Butter haben sicherlich das ihre dazu beigetragen, daß der Professor bei der letzten Untersuchung sagte: „Das nächste Mal versuchen wir es mit dem Gehen...“

Das nächste Mal, das hieß wieder in drei Monaten konnte er wieder nach Hause, aber mit weichen frohen Hoffnungen sah er jetzt in die Zukunft. Nur die Zeit schien ihm jetzt langsamer zu vergehen, er konnte es nicht erwarten, daß die drei Monate um wären.

Einmal gab es während dieser drei Monate eine Hochzeit im Dorfe, die Tochter des Nachbarn heiratete. Er hörte das feierliche Geläut der Glocken. Seine Mutter stand am Fenster und meldete ihm: „Jetzt zieht

das Brautpaar über den Kirchenplatz...“ Alle konnten zusehen, nur er nicht... aber das nächste Mal, das nächste Mal... Doch nachher... was war das? Horch... Schritte, viele Tritte, sie kommen die Treppe nach oben... Lachen, Scherzen, die Tür ging auf, ein glückliches Brautpaar in vollem Schmuck stand vor ihm.

„Von dir müssen wir uns die Glückwünsche selber abholen“, sagten sie, und vorbei an seinem Bett zog die ganze Hochzeitsgesellschaft. Bald darauf wurde ein Korb mit dem Hochzeitsessen zugeschickt. Da war kein Gang ausgelassen, da fehlte keine Kuchensorte. Welch schöne Abwechslung war dieser Tag in dem Einerlei des langen Krankenzimmers. Und wieder einmal stand das Krankenauto vor der Tür, zum wievielten Male, ach, es war nicht zu zählen, drei Jahre dauerte nun schon diese Krankheit. Heute würde er noch hinuntergetragen, aber zurück würde er gehen können, dann wird sein Fuß den Boden berühren und er wird Stufe um Stufe emporsteigen. Die Geschwister winkten ihm zu, Mutterchen saß neben ihm im Wagen und hielt seine Hand.

Mit solchen Hoffnungen kam er nach Hannover ins Annastift. Eine Röntgenaufnahme wurde wieder gemacht, dann lag er, so wie er drei Jahre schon gelegen hatte.

„Wann werde ich aufstehen können“, fragte er den Professor. „Kommt auch noch“, tröstete der ihn.

Jeden Tag wartete er darauf, daß man ihm Maß zum Korsett nehmen würde, damit sein Rücken eine Stütze habe, aber es geschah nichts... eine Woche, zwei Wochen vergingen, die dritte neigte sich ihrem Ende zu und am nächsten Sonntag war sein Geburtstag. Wie hatte er gehofft, diesen Tag stehend erleben zu können.

Mutterchen kam mit Kuchen an, die Schwestern brachten Blumen, der Bruder drückte ihm männlich die Hand, sie saßen alle um sein Bett... was sollten sie sprechen, wovon sich erzählen, sie dachten ja alle an das eine... das eine, wann wird der Sohn, der Bruder endlich aufstehen können.

Da kam der Pfleger herein und meldete, daß der Professor die Mutter zu sprechen wünsche. Sie erblaßte, stand auf und ging hinaus. Was würde er sagen? War es wieder schlimmer geworden, aber um ihr etwas Gutes zu melden, wird er sie nicht zu sprechen wünschen.

Nein, schlimmer sei es nicht geworden, sagte sie, als sie zurückkam. Alle atmeten erleichtert auf, aber... was aber? Die erhoffte Neubildung der Knochen sei nicht erfolgt, so wie es jetzt sei, würde es ein Risiko sein aufzustehen. Es könnte, es brauche aber nicht zu sein, es könnte sich, vielleicht erst nach Jahren, wieder eine Entzündung einstellen, die dann nochmals ein langes Krankenzimmer zur Folge hätte. Um so einen Rückfall zu verhindern, müßte eine Operation vorgenommen werden. Mit einem Knochenspan, der aus dem Schienbein entnommen werden würde, könnte man das Rückgrat so verstärken, daß eine Gewähr für eine völlige Genesung gegeben sei. Immer wieder hätte der Arzt versichert, es handle sich um keinen tiefen Eingriff...

nur... „In Ordnung“, rief Joachim, „wenn's weiter nichts ist, nur... was denn noch...?“

Die große Unbequemlichkeit dabei sei, fuhr seine Mutter fort, daß nach diesem Eingriff er drei Monate... wieder diese drei Monate... auf dem Bauch liegen müsse, bis eben der Knochen angewachsen sei. Er tat einen tiefen Seufzer. Die Geschwister, die Mutter wagten kaum zu atmen. Was wurde er tun? War denn seine Geduld nicht schon längst zu Ende? Er hatte es beispiellos geduldig getragen, alle die vielen Jahre. Einmal hatte ihn die Mutter gefragt: „Hast du in den Elendstagen der Kriegsgefangenschaft nicht manchmal daran gedacht, daß du uns nicht wiederschen würdest?“

„Nie“, hatte er ihr geantwortet und sie mit seinen großen dunklen Augen strahlend angesehen, „nie. Ich dachte immer, es wird alles gut werden, ich muß es nur ruhig aushalten, Mehr, als ich tragen kann, wird Gott mir nicht auferlegen. Ich hatte das Gefühl, ein unsichtbares Licht erhelle meinen Weg, denn ich wußte es, meine Mutter betet für mich.“

Daran dachte sie jetzt. Meine Mutter betet für mich, und sie griff nach seiner Hand und hielt sie fest. Da nickte er mit dem Kopf und gab seine Zustimmung zu der Operation.

Zwei Jahre später stürmte Joachim die Treppe nach oben. „Mutterchen, Mutterchen“, rief er atemlos, „ich brauche nichts, gar nichts mehr zu tragen, kein Korsett, keinen Gürtel, es ist alles ausgezeichnet verheilt, die Blutsenkung völlig normal. Mutterchen, ist das nicht wunderbar!“ Mutter und Sohn lagen sich in den Armen.

Es war Sommer, ein warmer, köstlicher Sommerabend. Die blühende Linde sandte Welle um Welle ihres köstlichen Duftes durch die weit geöffneten Fenster in die Stube, die einst so lange Krankenstube gewesen war.

„Werden wir das auch nie vergessen, Joachim?“ fragte die Mutter. „Gott hat doch ein Wunder an uns getan.“

Er beugte sich vor und sah sie strahlend an: „Nie, Mutter, glaube mir, nie!“

**Die beste Zeit
im Jahr ist mein,
da singen alle Vögel,
Himmel und Erden ist der
voll, viel gut Gesang da
lautet wohl.**

MARVIN BRECHER

1648 Erste Vertreibung und 1655 Flucht der Litauendeutschen

Kaum war der Westfälische Friede zu Münster und Osnabrück feierlich besiegelt und kehrte nach 30 Jahren der Verwüstung und Zerstörung in ganz Mitteleuropa der Friede wieder ein, da begann an der Ostgrenze des vereinigten Polen-Litauen ein neuer Krieg. Der junge Großfürst Alexej Michajlowitsch von Moskau, der Vater Peters des Großen, setzte die Politik seiner Vorgänger fort, nach Westen Raum zu gewinnen. Schon im letzten Jahr des Dreißigjährigen Krieges hatten die Moskowiter Smolensk am Dnjepr angegriffen und besetzt, das bisher zum Großfürstentum Litauen gehört hatte. Mit einem alles verwüstenden Heere drang der Moskowiter weiter ins Land und bis vor die Hauptstadt Wilna vor, während der König-Großfürst Wladislaw IV. vergeblich versuchte, seinen eigensüchtigen und widerstrebenden Adel zu energischen Gegenmaßnahmen zu veranlassen. Dieser weigerte sich, gestützt auf das „Liberum veto“, das freie Einspruchsrecht eines jeden Adligen gegen Beschlüsse des Reichstages, alle Anstrengungen zu unternehmen, um den äußeren Feind abzuwehren. Statt dessen bedrückte er seine Bauern und reizte insbesondere die freie Kosakenschaft der Saporoger Sitsch am Dnjepr, jene freie, wehrhafte Grenzbevölkerung im Südosten, welche lange die Angriffe der Tataren abgewehrt und die Grenze gesichert hatte. Der Hetman der Kosaken, Bohdan Chmelnyckyj, sah schließlich keine andere Möglichkeit, als sich mit dem Großfürsten Alexej von Moskau in Verbindung zu setzen. Nach längeren Verhandlungen kam 1654 jener Vertrag von Pereaslav zustande, auf Grund dessen die Kosaken der sogen. „Ukraina“ (= Grenzland), vorerst noch ohne Kiew selbst, sich Moskau unterstellten und damit Polen-Litauen einen schweren Verlust erlitt.

In den Jahren von 1648—1655 wurde fast das gesamte litauische Großfürstentum von den Moskowitern besetzt. Die Bürgerschaften von Wilna und Kauen flohen vor den heranrückenden

moskowitzischen Heerscharen in das benachbarte Preußen. Ihnen schlossen sich die damals nicht sehr zahlreichen Deutschen des flachen Landes, insbesondere die Geistlichen und die Gutsbesitzer, an. Der Flüchtlingstrom stellte die ostpreußischen Behörden vor die Aufgabe, die Ankömmlinge unterzubringen und zu verpflegen, bis der Sturm vorübergezogen war. Um nun zu wissen, wieviele Flüchtlinge nach Preußen geströmt waren, ließ die ostpreußische Provinzialregierung sie auf Befehl des Großen Kurfürsten erst einmal registrieren. Diese Flüchtlingslisten von 1656 geben uns einen genauen Einblick in die Zusammensetzung der Bevölkerung der beiden wichtigsten Städte Litauens. Dabei zeigt sich, daß die Deutschen in **K a u e n** etwa 10 Prozent der Bevölkerung ausmachten. Von den beiden Bürgermeistern war einer ein Deutscher; der Pfarrer der evangelischen Gemeinde, der Kantor, der Apotheker und vier Studenten werden unter den Angehörigen der akademischen Berufe als Deutsche genannt. Auch 16 Kaufleute, Inhaber von blühenden Handelsfirmen, waren Deutsche, ferner



Bürgermeister Weiß, eines der deutschen Staatshäupter von Wilna zur Zeit unseres Berichtes.

Angehörige des feineren Handwerks (allein 5 Goldschmiede, ein Maler, ein Borstenwirker, ein Büchsenmacher, ein Drechsler), ferner je ein Schneider, ein Kürschner, ein Leineweber, ein Tischler, ein Böttcher; auch ein Barbier war Deutscher. Bei vielen ist das Handwerk oder Gewerbe nicht angegeben; sie werden „Bürger von Kauen“ genannt. Rechnet man zu den 85 deutschen Familienvätern ihre Familien mit einer durchschnittlichen Kopfzahl von 5 Personen je Haushalt hinzu, so kommt man zu einer Summe von 425 Personen, denen 56 Unvermählte hinzugezählt werden können, so daß man mindestens 481 deutsche Einwohner Kauens annehmen kann, wobei die Familiennamen sämtlich bekannt sind. Setzt man voraus, daß nicht alle listenmäßig erfaßt sind, so wird man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die Zahl der Deutschen noch höher war.

In Wilna lagen die Verhältnisse ähnlich. Auch hier hatten die Deutschen in der Stadtverwaltung, im Handwerk und Gewerbe eine bedeutende Stellung inne. Freilich war Wilna größer — man schätzt es auf 600 bebaute Grundstücke und etwa 8000—10 000 Einwohner —, so daß der Prozentsatz der Deutschen dort wesentlich niedriger gewesen sein dürfte.

Die Flüchtlinge aus Wilna und Kauen, Polen, Litauer und Deutsche, warteten die Kriegswirren ab. Als sich die Verhältnisse beruhigten, als die moskowitzischen Truppen sich zurück-



Hausinschrift aus dem Jahre 1640 am einstigen deutschen Krankenhaus in der Deutschen Straße in Wilna.

zogen und der Friede in Aussicht stand — er ist 1666 in Oliva abgeschlossen worden —, kehrten sie sogleich in die Heimat zurück. Schon vor 1662, nach einem Aufenthalt von 10—12 Jahren, hatten die meisten von ihnen Preußen wieder verlassen. Bemerkenswert ist, daß die Kauener und Wilnaer Bürgersöhne zum Teil die Fluchtzeit dafür ausgenützt zu haben scheinen, an der von Herzog Albrecht von Preußen 1544 begründeten Universität Königsberg zu studieren.



Kauener Innungssiegel



Die Heimkehrer begannen sogleich mit dem Wiederaufbau. Zäh und tatkräftig eroberten sie sich bald ihre alte Stellung in ihren Heimatstädten zurück. Die gleichen Familiennamen, wie sie in den Flüchtlingslisten von 1656 stehen, kehren in den Kirchenbüchern der deutschen evangelisch-lutherischen Gemeinden Kauens und Wilnas wieder. Auch diejenigen Deutschen aus dem flachen Lande, die nach Preußen geflohen waren, werden zurückgekehrt sein.

Diese erste gewaltsame Vertreibung der Litauendeutschen aus der Heimat und die schnelle Rückkehr läßt bereits Grundzüge des Charakters dieser Menschen erkennen: Heimatliche Zähigkeit, Ausdauer und Fleiß und jenen Mut, unerwartete Schicksalsschläge hinzunehmen, wie sie den Litauendeutschen bis heute eigen geblieben sind.

Unsere Oma erzählt

In Panemunen — aufe andere Seit vonne Memel, wo Schanzen lag — war am Tag des Heiligen Rochus immer eine große Kirmes — Kermoschus sagten die Litauer, denn die waren katholsch un feierten solche Feste; wir Deitsche waren ja evangelisch, aber aus Neugier gingen wir auch hin, weil da ein besonders großer Markt abgehalten wurde: Beigel un Zuckerwerk — kleine Krückstöck aus rot un weiß gekrängeltem Zucker mit Kartoffelmehl vermengt, Honigkuchten un, was weiß ich, noch alles konntsd kaufen.

Un denn spaziert man da mang die Buden un Wagen un nahm am ganzen Rummel teil. Es war alles sehr lustig, besonders fiere Jugend: Beilängs der Memel kamst bis aufem Napoleumsberg, un da konntsd Kahn fahren. Der Schiemann gab Kähne auf Prikat — auf Miet — und ganz in der Näh waren Wälder un Streicher un Busch; ich sagd all: die Jugend! . . .

Wir liebden sehr, alles zu verniedlichen. Selbst wenn wir vom Deiwel sprachen, sagden wir meist „das Deiwelche“. Zu Vater un Mutter sagden wir „Papache“ un „Mamache“. Wenn wir sehr scheen un niedlich „ja“ sagen wollten, denn sagden wir „jache“ un wenn nei, denn „neiche“. Un der Emil hieß Emilche; un das ging so durch alle Namen Annche, Bertche, Martche . . . Bloß beie Namen Karl un Paul machten wir eine Ausnahm: da sagden wir „Karluscha“ un „Pawluscha“.

Na, nu waren da in Schanzen Timmlers Karluscha un Wenzkats Pawluscha, un die ginken auch zu dem Kermoschus nach Panemunen. Aber weil sie einen gern tranken, huckden sie bald inne Kneip — wir sagten Traktier dazu. Im Traktier bestellden sie sich e kleine Flasch Schnaps — e Puske — un Sakuska, das is Zubeiß: e Rimmel Wurscht un Bulke, also Weißbrot. Prost! Prost! un die Flasch is leer. Aber Wurscht is noch da, un so spart man dem Zubeiß.

Eine zweite Flasch wird bestelld. Prost! Prost! Reingehackt inne Wurscht, un mit eins is die Wurscht auf. Aber Schnaps is noch

da, un wie trinkst dem ohne Zubeiß? Also wird noch e Rimmel Wurscht bestellt. Un nu is die Flasch wieder leer, un Wurscht is noch da: Schnaps — Wurscht; Wurscht — Schnaps — bald is Wurscht da, un Schnaps fehlt; bald is Schnaps da, un Wurscht fehlt...

Aber im nächsten Jahr waren Karluscha un Pawluscha klüger. Jetzt wollten sie was vom Kermoschus haben. Sie holden sich dem Handwagen außem Stall, fuhrern zum Engelmanne inne Bierbrauerei, luden sich e Faßche Bier auf un werden das Bier kuffelweise aufem Kermoschus verkaufen: 30 Cent der Kuffel.

Vonnem Engelmanne in Karmeliten bis zum Kermoschus in Panemunen is e weiter Weg. Das Sonnche scheint warm, der Schwitz rennt nur so vonne Stirn...

Karluscha — anne Deichsel — bleibt stehn. „Pawluscha“, sagt er, „verkauf mir e Kuffel Bier. Hier hast 30 Cent.“

Der Kran wird aufgedreht, klu-klu-klu! scheinnt das Bier innem Kuffel, klu-klu-klu! fließt es in Karluschas Gurgel.

Nu hat Pawluscha 30 Cent inne Tasch! Ehrlich verdient!

„Karluscha“, sagt jetz Pawluscha, „hier hast die 30 Cent! Auch ich will e Kuffel Bier.“

Klu-klu-klu! außem Kran, klu-klu-klu! inne Gurgel vonnem Pawluscha.

Un nu hat Karluscha wieder 30 Cent inne Tasch! Ehrlich verdient!

„Pawluscha, hier hast die 30 Cent. Ich trink noch e Kuffel!“

Klu-klu-klu! außem Kran, klu-klu-klu! inne Gurgel...

Am nächsten Morgen, wie sie beide zu sich kommen, können sie gar nich zu sich kommen: „Karluscha, wie is das möglich? Wir haben doch immer ehrlich bezahlt. Wo is das Geld? Ich hab nur die 30 Cent inne Tasch!“

„Pawluscha, ich hab nuscht nich!“

„Na denn hast Du am End alles versoffen!“ ...

*

In Kelmen wohnd e Jud. Der Jud hieß Joschke, un sein Schutteff — sein Geschäftsfreund — hieß Meischke. Joschke un Meischke gerieten in Streit un suchden Recht.

Un in Kelmen wohnd auch der Rabbiner. Un was ein Rabbiner beie Juden war, das war rein alles: Geistlicher, Ratgeber, Ad-

vokat, Richter un Rechtsprecher; kurz un gut: Der Rabbiner war alles!

Joschke un Meischke nichts wie hin zum Rabbiner.

„Roww“, sagt Joschke, „ich hobb a Ssut mit Meischken. Die Juden sprachen bei uns das Ceha so hinten außē Gurgel, so wie wir im Wort „ach“. Un so gargalierte der Jud seine Sach inne Läng un inne Breit. Un wie Joschke fertig is, sagt der Rabbiner: „Joschke“, sagt er, „Ihr said gerecht!“

Aber da fing Meischke an zu gargalieren. Der Rabbiner frug ihm die Dämmel außem Bauch, un Meischke steht Red un Antwort. Un wie Meischke fertig is, sagt der Rabbiner zu ihm: „Meischke“, sagt er, „Ihr said gerecht!“

Jetzt aber meldt sich Chaïm, der Schreiber vonnem Rabbiner, un sagt: „Roww“, sagt er, „wos darf ich nehmen ins Protokoll? Wer is gerecht: zie Joschke, zie Meischke?“

Un da sagt der Rabbiner: Itzter said Ihr gerecht!“ . . .

Un in Kelmern wohnd auch der Ludwig Zander. Dem nannten wir kurz Lude. Lude suchd auch Recht. Aber nich beiem Rabbiner, sonder bei Milchereits Josepke.

Josepke war sein Nachbar, un der hädd e Schafscher. Un weil der Lude seine Schäfe scheren wolld, fuhr er übere Kraschant zu Josepke, sich die Scher zu borgen.

„Naber“, sagd er, „borg de Schafscher, ich will die Schafe schneiden!“

„Lude“, sagt Josepke, „de Schäf werden nich geschnitten, sie werden geschoren!“

Nu belehrt ihr emal e Mensch, der sich klug kommt! Scheren — schneiden, schneiden — scheren! Ein Wort gab das andere, un beide waren mit eins mittenmang innem Zank.

Josepke un Lude waren beides Dickköpp. Un wie Lude de Tür zuknallt un geht, rennt ihm Josepke nach. Der eine sagt: „Scheren“, der andere: „Schneiden!“ Un wie sie annem Kahn stehn, schubst Lude dem Josepke, un der keiwelt koppkegel innes Wasser. Ach Herrjehmelchens! vonnem Josepke sieht man bloß de Scheeßkes un dann nuscht nich. Aber mit emal schiebt sich die rechte Hand außes Wasser, un die beide Fingersch — Zeigefinger un Mittelfinger — gehn wie e Scher: scheren! scheren! . . .

Seht ihr? Auch so kann man Recht behalten!

Pilwischker Missionsfest

Das Pilwischker Missionsfest wird vielen Landsleuten in lieber Erinnerung sein. Die Pilwischker selbst waren es, die dieses schöne und segensreiche Fest Anfang der zwanziger Jahre begründeten.

Nach dem Ersten Weltkrieg war auch unter den Deutschen in Litauen die Friedenssehnsucht sehr groß und man suchte neue Wege in der christlichen Arbeit. Die Kirchensprengel der ev.-luth. Kirche waren groß und die Zerstreuung der Landsleute noch größer. Die Zahl der Pastoren und Kantoren äußerst gering. Zu diesem Problem kam noch das ungute Verhältnis der Kirche zu den verschiedenen Gemeinschaften und natürlich auch umgekehrt! Heute wundern wir uns, wenn etwa ein Baptistenprediger während der Allianzwoche in einer ev.-luth. Kirche zu der Gemeinde spricht. Dies war in unserer alten Heimat leider undenkbar! Man haßte sich zwar nicht, doch liebte man sich auch nicht! Die lieben Pilwischker dachten schon damals anders, die Verkündigung des Wortes Gottes sollte an die erste Stelle treten. In ihrer Not wandten sich diese daher an die Methodistengemeinden in Schanzen und Kybarten und baten um Unterstützung. Die Kybarter schenkten ein großes Harmonium und die Schanzer Bücher und Notenmaterial. Beide Gemeinden ermöglichten die Ausrüstung eines Bläserquartetts. Doch auch selbst die Pilwischker griffen zur Arbeit, und in kurzer Zeit war ein würdiger Betsaal fertig!

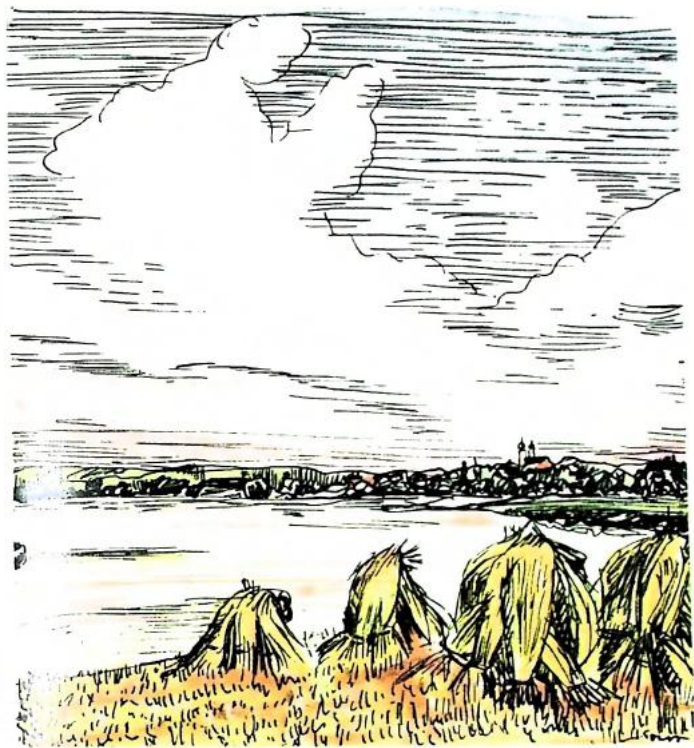
Zur Belohnung der Gemeindearbeit wurde in jedem Jahre zu St. Peter und Paul das Pilwischker Missionsfest gefeiert. Mit der Zeit wurde dieses Fest unter den Deutschen sehr bekannt und brachte reichen Segen im religiösen und kulturellen Sinne. Das Fest fand stets auf dem großen Bauernhof von Landsmann Reinert statt. An der Vorbereitung waren fast alle Pilwischker Landsleute irgendwie beteiligt. Bereits eine Woche vorher bemerkte man unter ihnen eine gewisse „Bewegung“ Fleißige Marjellchen flochten aus Tannengrün riesige Girlanden und Kränze, junge Männer zimmerten aus Bohlen und Brettern bequeme Bänke. Dann wurde gemeinsam die große Scheune geräumt. Die Balken mit Girlanden, und die Wände mit Kränzen verziert. Die schönsten Blumen aus Gärten, Wiesen und Feldern vervollständigten den Schmuck. Es war keine gewöhnliche Scheune mehr, sondern ein richtiger Dom!

Schon am Vorabend trafen die ersten Gäste ein. Mit Pferdewagen kamen die Bauern mit Familien aus der weiteren Umgebung, mit dem Zug Landsleute aus Tauroggen, Birsen, Schaulen und einige sogar aus Deutschland und dem Memelgebiet. In der großen Küche von Frau Reinert kochte und schmorle es mächtig. Große Berge von Kartoffeln

und Fleisch wurden für die „Hungrigen“ und Steintöpfe mit frischer und saurer Milch für die „Durstenden“ bereitgestellt. Selbstverständlich alles frei und kostenlos! Auch ganze Scharen der Nachbarschaft eilten herbei, um mitzuhelfen. Für diese war das nur eine kleine Talka (Nachbarhilfe). Im Hof herrschte schon Hochbetrieb. Die Fuhrwerke der Ankommenen wurden in Reihen aufgestellt, und die braven Pferdchen bekamen sogleich den saftigen Pilwischker Kleewer vorgesetzt. Für die Landsleute aber wartete eine Schlafstelle im duftenden Heu! Alles geschah ohne jede Hast und Nervosität.

Endlich ist der 29. Juni angebrochen. Am klaren Himmel erkennt man bereits ein herrliches Wetter. Mit den ersten Zügen treffen nun die Massen der Gäste ein. Man hat den Eindruck, auf einem deutschen Bahnhof zu sein, denn alles spricht nur noch deutsch. Als erste treffen die Kybarter, Wirballer und die aus Kybarschuken ein. Der Sängere- und Posaunenchor ist vollzählig da. Die Instrumente der Bläser glitzern so stark, als wären diese aus purem Gold. Es wäre sehr interessant zu wissen, wie viel Flaschen „Sidol“ da verbraucht worden sind! Nach geduldigem Warten läuft der Zug aus Kauen ein. Was da aussteigt, ist überwältigend! Es scheint ja halb Schanzen, ein Drittel Karmeliten und ein Viertel Alexoten mitgekommen zu sein! Selbst eine Gruppe Soldaten in Uniform, geführt von Landsmann Feldwebel Fritz Hoff, steigt aus dem Zug. Nun kann ja wirklich nichts mehr passieren! Die Begrüßung aller mit allen bringt eine richtige Vermischung der Landsleute. Während die Älteren sich gleich in tiefe Gespräche verwickeln, betrachtet die Jugend die „Konkurrenz“ mit äußerst kritischen Augen. Die Kybarter Jünglinge mit den so schön pomadierten Haaren schielen zu den pinkelfeinen Schanzer hinüber, die Karmeliter mit den messerscharf gebügelten Hosenträgern mit den kraftstrotzenden Pilwischkern. Den jungen Damen aus der Hauptstadt ergeht es noch viel schlimmer, ist doch die schöne Irene aus Kybarten mitgekommen. Das kann ja noch gut werden!

Nun setzen sich die Massen in Bewegung und marschieren ohne Eile zum Festplatz. Man debattiert und erzählt sich über die Fahrt. Da erzählen die Kybarter: Auf Drängen sämtlicher Fahrgäste begann im Zug der Posaunenchor zu musizieren. Es erklangen die schönen Choräle und Glaubenslieder und zwischendurch auch zackige Marschmusik. Bevor der Zug in einem kleinen Bahnhof einlief, wurde gerade das Lied „Brüder seht die Bundesfahne in den Lüften wehn“ gespielt und gesungen. Und, o Schreck, litauische Paare begannen sich auf dem Bahnsteig im Tanze zu drehen! Der Dirigent Bernotat ließ die Melodie sofort abbrechen und sagte so vor sich hin: „Piep trurich un dantz lostich!“ (Pleife traurig und tanze lustig — sinngemäß: Wie man es macht, immer ist es falsch!) Aber auch die Schanzer haben einiges zu berichten. Schon hinter der „Grünen Brücke“ begann der Schenka Pluskat im Wagen mit seinen mutigen „Turnübungen“. Wie ein glatter Aal drehte und wand er sich durch die Abteile des D-Zuges. Wo die schönsten Schanzer Mädchen saßen, machte er halt und verbeugte sich artig. Dann liefen die Ereignisse sehr schnell: Er baute



Ernte am See von Zarasai

Aquarell von E. Ernst





Die vereinigten Sängerkhore der Methodistengemeinden Litauens am Himmelfahrtstag 1927 vor der Kauen-Schanzer Methodistenkirche.

blitzschnell einen Salto mortale und wäre bei diesem Kunststückchen beinahe mit dem linken Fuß in den Griff der Notbremse geraten! Würde dieses gelungen, dann hätte der Turner gleich fünfzig Litukas dem Schaffner zahlen dürfen! Durch Klatschfunk alarmiert, erschien bald die resolute Frau Mama. In aller Ruhe legte sie ihren Schenka auf den Schoß und für den einen Streich bekam er gleich vierzehn auf den Dups! Bis Pilwischken herrschte darauf volle Ruhe im Zug! Bei Familie Reinert stehen auf weißgedeckten Tischen dampfender Kaffee und wohlschmeckender Kuchen bereit. Alles stärkt sich, und die „Reiseabenteuer“ sind längst vergeben und vergessen! Die Sänger und Bläser verlieren keine Zeit, denn noch muß gemeinsam geübt werden. Die Dirigentinnen, Frau Durchholz-Robert und Frau Unterberger-Fritz, schwitzen schon, denn mit so vielen Männern ist es nicht leicht, fertig zu werden! Der Gesang und die Musik lockt auch eine große Schar Litauer an. In der Zwischenzeit halten Prediger, Laienprediger und Gemeindeälteste eine Konferenz ab. Auf dem Hof kommen die älteren Jahrgänge aus dem vielen Erzählen nicht mehr heraus. Die Jugend aber stürmt auf die große Wiese, wo gemeinsame Spiele beginnen. Zaghaft und verstohlen kommen auch „Reitere“ hinzu. Man ist verblüfft, wenn ein richtiger „Kilbuck“ (Spitzbauch) enorme Geschwindigkeiten beim Laufen erreicht!

Um zehn Uhr beginnt der Hauptgottesdienst. Wie groß auch die Scheune ist, sie kann die ganze Gemeinde nicht fassen. Die großen Tore sind auf, die Bänke, Stühle reichen nicht mehr. Doch auch auf Heu sitzt es sich sehr bequem. Mit gemeinsamem Gesang unter Anführung des Posaunenchores wird der Gottesdienst eingeleitet. Es folgen Gebet, Chorgesang und Darbietung des Posaunenchores. Prediger Tautorat hält die Predigt. Mit eindringlichen Worten spricht er zu der großen Gemeinde. Ein jeder fühlt sich persönlich angesprochen, und tiefe Stille herrscht in diesem besonderen Gotteshaus. Selbst die unruhigsten Geister der Jugend sitzen ergriffen an ihrem Platz. Und als das Lied ertönt „Komm zu dem Heiland, komme noch heut“, da läßt ein jeder der Anwesenden sein Leben an sich vorüberziehen. War es richtig, hast du nicht gefehlt? Unwillkürlich denkt man, daß dieses Lied gerade für das Pilwischker Missionsfest geschaffen worden ist. Es sprechen noch zwei Laienprediger. In einfachen Worten überbringen sie ihre Gedanken den Versammelten. An den schwieligen Händen merkt man, daß diese im Alltag schwer arbeiten müssen. Nach zwölf Uhr ist der Gottesdienst zu Ende. Den meisten war dieser viel zu kurz, und sie bleiben daher noch eine Zeitlang an ihrem Platz in stillem Gebet. Am Ausgang drückt Prediger Tautorat jedem Besucher freundlich die Hand.

Fleißige Frauenhände haben für jedermann ein wohlschmeckendes Mittagessen zubereitet. Kunterbunt sitzt nun alles beisammen und läßt sich alles schmecken. Manches Mutterherz stellt mit Erstaunen fest, daß ausgerechnet ihr Muttersöhnchen eine fette Portion Fleisch erwischt hat. Ohne zu mucksen, putzt dieser alles restlos zusammen, wo dieser doch nie so etwas zu Hause gegessen hat! Verstohlen wischt er sich die gefetteten Lippen ab. Hoffentlich hat mein Mutterherz es nicht bemerkt. Landsmann Reinert und seine Frau gehen von Tisch zu Tisch und bitten jeden, doch tüchtig zuzugreifen, denn in der Küche ist noch eine Menge zum Essen da. Bald ist die Jugend fertig und läuft zum fröhlichen Spiel. Am munter fließenden Flußchen wäscht man sich Hände und Füße, und manche riskieren auch ein Bad. Landsmann Mauruschat fotografiert unablässig, denn die vielen Wünsche presseln nur so auf ihn herab. Dann setzt sich die Jugend, und Landsmann Robert bittet, gemeinsam zu singen. Schöne Glaubens- und Volkslieder erschallen, und man staunt, daß man gar keine Gesangbücher dazu braucht!

Der Schlußgottesdienst beginnt um vier Uhr. Dieser ist ganz der Laien- und Missionsarbeit gewidmet. Nach ganz kurzen Ansprachen einiger Prediger sprechen nun Männer und Frauen und legen ein Glaubensbekenntnis ab. Wiederum verschönen Sänger und Bläser die Andacht. Mit dem gemeinsamen Vaterunser ist das Missionsfest nun zu Ende.

Nach einem Imbiß rüstet man nun zur Heimfahrt. Der erste Zug geht nach Kauen, die anderen haben noch Zeit. Doch es ist sonderbar, denn die ganze Festgemeinde geht geschlossen zum Bahnhof. Ein

Händeschütteln ohne Ende! Die Jugend singt noch am Zug „Ist der Pfad auch dunkel, droht manch Übel mir“ — „Bunt, bunt sind die Farben“ — „Gott mit euch bis wir uns wiedersehn“. Man wird sich bestimmt auch nächstes Jahr zu Peter und Paul in Pilwischken wieder treffen!

Große Opfer und persönlichen Verzicht haben die Pitwischker mit diesen Veranstaltungen auf sich genommen. Mit leuchtenden Augen und Bescheidenheit taten sie diesen Dienst am Nächsten. Arbeit und Mühe waren ihr Lohn. Es waren Christen, die von der Liebe zum Nächsten lebten!

Diesem Missionsfest dienten in verschiedenen Jahren die Prediger: Hühn, Brenneiser, Tautorat (Vater und Sohn), Blum, Kaufmann, Mett (Vater und Sohn), Dörfler, Mojsienko. Die Laienprediger: Durchholz, Hemke, Unterberger, Nausner, Druwe, Plietschuweit, Zache, Stein. Mit den Jahren setzt sich ein Schleier vor die lieben Gesichter, die damals dabei waren. Liebe Erinnerungen kommen auf, wenn wir an das Pilwischker Missionsfest denken. Die Erinnerung aber bleibt!

Gei Lob und Ehr
vom höchsten Gut
vom Vater aller Güte,
dem Gott, der alle Sünden tut,
dem Gott, der mein Gemüte
mit seinem reichen
Trost erfüllt,
dem Gott, der
allen Jammer stillt—
Gibt unserem
Gott die Ehre!

FRIEDRICH KIRCHNER:

Kennen Sie Neheim-Hüsten?

Wenn es der Landsmannschaft möglich ist, für das Jahr 1963 wieder ein Jahrbuch herauszugeben, so ist das sehr zu begrüßen. Es bedarf keiner Worte, daß auch der Vorsitzende der Vertretungskörperschaft und Repräsentant der Stadt, Herr Bürgermeister Klasmeyer, sowie der Chef der Verwaltung, Herr Stadtdirektor Dr. Evers, diesem Jahrbuch im Namen der Patenstadt das Geleit geben. Wenn uns darüber hinaus Gelegenheit gegeben wird, den Lesern die Patenstadt durch einige Zeilen bekannter und vertrauter zu machen, bin ich dafür recht dankbar. Mein besonderer Dank gilt dabei Frau Elisabeth Josephi, der ich die Anregung dazu verdanke. Und wenn mir Frau Josephi über Neheim-Hüsten schreibt, daß die Gastfreundschaft des schönen Landes, das sie zum erstenmal kennenlernte, auf sie einen unvergeßlichen Eindruck gemacht hat, so ist dem eigentlich nichts hinzuzufügen. Gleichwohl will ich es versuchen.

Da wäre zunächst das Gemeinsame. Neheim-Hüsten hat heute rund 35 000 Einwohner. Fast genauso stark war die Litauendeutsche Volksgruppe, die auf eine über 600jährige Geschichte zurückblickt. Das kann auch die Stadt Neheim-Hüsten, die vor wenigen Jahren die 600-Jahr-



Der Bremer Park mit dem Kriegerdenkmal in Neheim-Hüsten.

Feier festlich beging. Viel Westfalenblut fließt — seit der Ordensritterzeit — in den Adern der Deutschbalten. Um 1500 wurde in Neheim Wilhelm von Fürstenberg geboren, der bereits im Knabenalter nach Livland kam und dort bis zum Ordensmeister des Deutschen Ordens aufstieg.

Die jetzige Stadt Neheim-Hüsten entstand am 1. 4. 1941 auf Grund einer Entscheidung des Herrn Oberpräsidenten der damaligen Preußischen Provinz Westfalen durch den Zusammenschluß der Stadt Neheim und der Freiheit Hüsten. Es war keine Eingemeindung oder Eingliederung einer kleineren Gemeinde in eine größere, sondern ein Zusammenschluß mit gleichen Rechten und Pflichten für beide Teile.

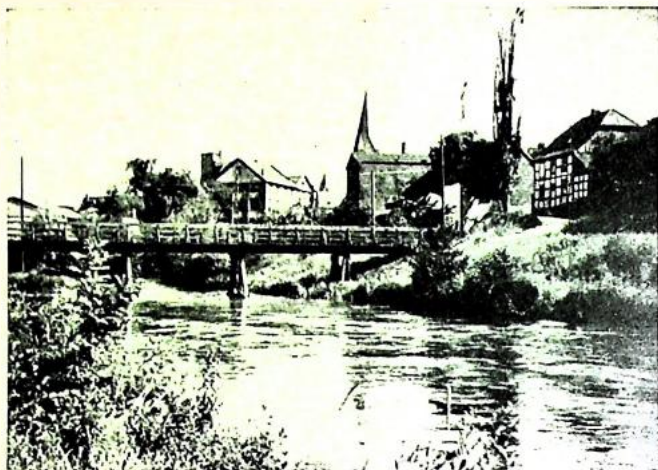
Der Name „Neheim“ taucht erstmals 1202 in einer Urkunde des Grafen Gottfried II von Arnsberg auf. Die älteste schriftliche Urkunde, die den Namen „Hüsten“ enthält, stammt aus dem Jahre 802. Neheim, für das Graf Gottfried schon 1263 das Recht zu stadtmäßiger Befestigung erhielt, empfing 1358 die Stadtrechte. 1360 verlich Graf Gottfried dem Dorf Hüsten Arnsberger Recht. Die „Freiheit“ Hüsten erhielt damit u. a. das Recht, Bürgermeister und Rat selbst zu wählen und das Recht auf eigene Vertretung auf den Landtagen wie die Städte.

Soweit zur Geschichte der Doppelstadt.

Es lohnt sich, auf eine der vielen Bergkuppen zu steigen und die Stadt zu betrachten, eingebettet in die Wälder des Sauerlandes. Von Südosten nach Nordwesten durchfließt die Ruhr die Stadt. Die Terrassenlandschaft der Ruhr bildet den Übergang von der ebenen Talau zum Bergland der Wälder. Und darin, voller Leben, die aufstrebende Industriestadt, der man es nicht ansieht, daß sie noch in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts im wesentlichen eine Ackerbürgerstadt war. Heute formt die Industrie das Leben dieser Stadt. Der Schwerpunkt der industriellen Betätigung liegt eindeutig in der eisen- und metallverarbeitenden Industrie, worin schon frühzeitig die Beleuchtungskörperindustrie besonders hervortrat. Mit dem Namen der Stadt Neheim-Hüsten eng verknüpft, brachte dieser Industriezweig der Stadt den Welttruhm als „Stadt der Leuchten“ ein. Etwa ein Drittel der Arbeitnehmer findet Lohn und Brot in der Lampenindustrie. In über 100 anderen größeren Betrieben sowie in vielen Mittel- und Kleinbetrieben fertigen fleißige und geschickte Hände elektrische Heiz- und Kochgeräte, Polster- und Schmucknagel, Fahrradteile, Haus- und Küchengeräte aller Art.

Neheim-Hüsten ist auch die „Stadt der Sänger“. In siebzehn Gesangsvereinen mit zusammen rund 3000 aktiven Sängern und Förderern wird der deutsche Liederschatz gepflegt.

In der aufstrebenden Stadt, die eine jährliche Zuwachsrate von durchschnittlich 600—700 Einwohnern hat, haben außer der Stadtverwaltung das Amtsgericht, die Amtsverwaltung des Amtes Hüsten, das Arbeitsamt, das Eichamt und Zollamt, die Kreishandwerkerschaft sowie der Arbeitgeberverband für das südöstliche Westfalen ihren Sitz. Außer der Verbandssparkasse befinden sich in der Stadt eine Spar- und Darlehenskasse und drei Banken. An höheren und weiterbildenden



Neheim-Hüsten: der Möhnepfortensteg.

Schulen befinden sich in Neheim-Hüsten das Stadt. Neusprachliche Gymnasium, das Neusprachliche St.-Ursula-Progymnasium, eine Realschule, Höhere Handelsschule und Handelsschule, gewerbliche und kaufm. Berufsschule, eine Haushaltungsschule, die Waldarbeitsschule des Landes Nordrhein-Westfalen und die städt. Volkshochschule.

Ich hoffe, verehrte Leser, daß ich mit diesen wenigen Zeilen Ihnen Ihre Patenstadt, soweit Sie sie nicht schon persönlich kennengelernt haben, etwas nähergebracht habe. Noch vieles verdiente erwähnt und festgehalten zu werden, doch das läßt der hier zur Verfügung stehende Raum nicht zu. Lassen Sie mich schließen mit der Hoffnung, daß Sie sich immer, wenn Sie der Weg in Ihre Patenstadt führen sollte, in den Mauern dieser Stadt wohl fühlen werden.

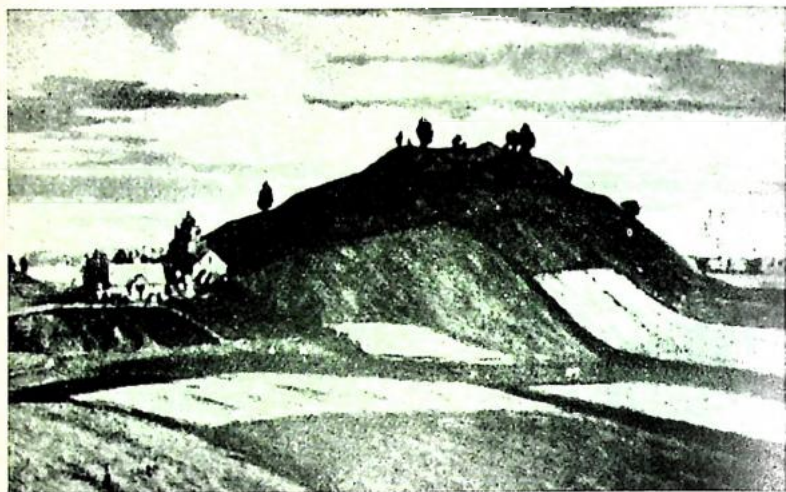
Die Steine reden . . .

Der große Flußstein in Litauen, im Volksmund „Gaidelis“ genannt, in der Wilija bei Kauen. Er ist 5 m lang und 4 m hoch.



Zu den kulturhistorisch interessanten Funden in Litauen gehören die in den Kreisen Telschen, Ponjewjesch und Wilkomir gefundenen glattgeschliffenen Steine, die an den Seiten von einer Rinne umkantet sind. Noch die ältere Generation bezeichnete, wie wir aus den „Mitteilungen der Littauischen Litterarischen Gesellschaft“ von 1897 ersehen (22. Heft), diese Steine als Göttersteine. Über die Art ihrer Verehrung spricht ein Jesuitenbericht aus dem Jahre 1600. Es heißt hier:)

„Anderswo werden Steine von nicht geringerer Größe, in Scheuern in die Erde eingegraben, mit abgeplatteter Oberfläche auf der oberen Seite, nicht mit Erde, sondern mit Stroh bedeckt aufbewahrt, die sie Deyves nennen und als Hüter des Getreides und des Viehs fromm verehren. Der Herd (Altar) selbst wird von allen so scheu in acht genommen, daß niemand näher heranzutreten wagt; denn sie glauben, wenn jemand ihn anrührt, daß er dann entzwei gehe. Sie schlachten (opfern ihm) ein säugendes Ferkel, das ganz schwarz ist, das der Hausvater und die Mutter, zusammen mit einem alten Opferweibe, gekocht verzehren. Teile aber, sowohl von dem Ferkel, als auch von anderen Speisen, wenn gerade welche zubereitet gewesen sind, bringt die Alle, zusammen mit dreimal neun Bissen Brotes in die Scheuer, wo sie den erwähnten Deyves allein, nachdem alle entfernt worden sind, versöhnt. Zu einem Bauern, der an einer Krankheit darniederlag, kam



Der Burgberg (piliakalnis) von Rudamina bei Lazdijai. Nach einem Gemälde von A. Zmuidzinavicius.

ein Dämon, einen Gott vorstellend; er redete ihm zu, daß er, wenn er seine frühere Gesundheit wiedererlangen wolle, ihm jährlich eine Schale Bier opfere und sich sechs Tage von jeder Arbeit fernhalte. Ein anderer opferte eine Henne als jährliches Opfer am Ufer eines Flusses, weil er einmal beim Überschreiten dieses Flusses in schwere Gefahr geraten war: durch jenes Opfer bemühte er sich, sich den Fluß gnädig zu stimmen. Einige führen, so oft ein Kind geboren wird, einen Bock an einen See, schneiden ihm dort Kopf und Beine ab und werfen den Rumpf in den See. Durch diese Zeremonie sagen sie dem Gotte Dank, daß das Kind glücklich das Licht der Welt erblickt hat. Allgemein glauben sie, daß eine Frau, die, ohne zuvor den Deyves gnädig gestimmt zu haben, einen Christen, der ihn nicht verehrt, heiratet, an Abzehrung zugrunde geht; daß das Vieh, wenn sie welches in das Haus ihres Gatten bringt, ohne daß für dasselbe ein Opfer dargebracht wurde, eingeht.

Zuerst konnten sie nur mit Mühe und Not dazu bestimmt wer-

den, diese Steine zu zeigen, da sie fürchteten, in ein schreckliches Übel zur Strafe für die Verletzung der Gottheit zu stürzen. Aber sobald sie gesehen hatten, daß ihre Götter von den Unsrigen ohne Strafe verächtlich behandelt wurden, und daß sie mit Füßen getreten wurden, und daß ihre Dummheit verspottet wurde, da zögerten sie nicht, auch selbst furchtlos herbeizueilen, die Steine auszugraben, ihre Torheit, die sich in der Verachtung so nichtiger Götter gezeigt hatte, zu belachen und sich darüber zu wundern."

Wir erkennen aus dieser ausführlichen Beschreibung, daß mit diesen Steinen Hausgötter verehrt wurden. Interessant ist die Darstellung deshalb, weil zu dieser Zeit die christliche Kirche schon auf drei Jahrhunderte ihrer Bekehrungstätigkeit zurückblicken konnte.

VICTOR JUNGFER:

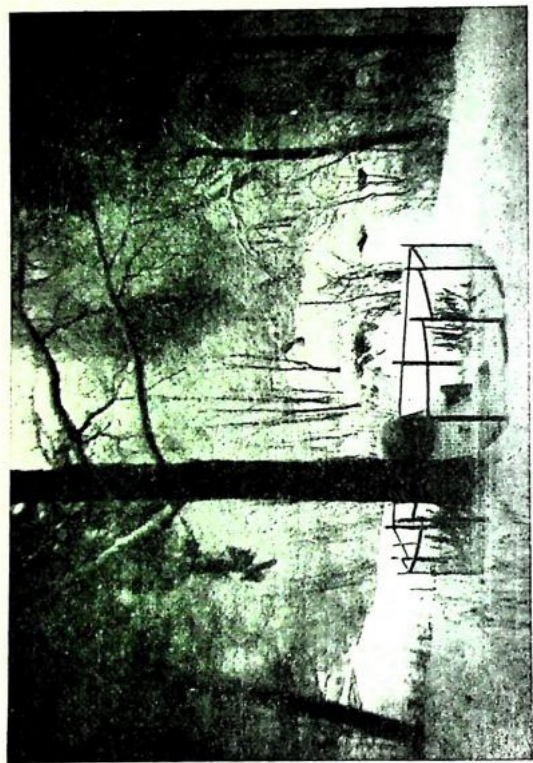
Die einsame Braut

*Einsam schreit ich durch den Rautengarten,
Trag mein Kränzlein in der weißen Hand,
Auf den dunklen Abend will ich warten —
Träume hab ich mit dem Wind entsandt.*

*Hab gesandt sie über Berg und Meere
In die dunkle trauervolle Nacht,
Denn mein Liebster zog mit einem Heere
Weißgeschmückter Helden in die Schlacht,*

*Ach, du Kränzlein blühest auf meinem Haupte,
Ist mein Herz auch trüb und tränenschwer —
Wenn ich nicht mehr an die Freude glaubte,
Sprachst du doch von Glück und Wiederkehr.*

Aus dem Litauischen



Das schöne Mirzkewitsch-Tal bei Kauen im winterlichen Kleid. Das Tal ist benannt nach dem litauisch-polnischen Schriftsteller Adam Mirzkewitsch, dessen Lieblingsplatz hier durch einen Gedenkstein gekennzeichnet ist.

Rückblick

*Die Sehnsucht nach den lernen Kindertagen
ist heute plötzlich in mir doch erwacht.
Ich lasse die Gedanken heimwärts eilen
in dieser sternenklaren Winternacht.*

*Sie liegen über viele hundert Meilen
zu einem lernen, lernen, kleinen Land,
wo einst in Frieden und in Glück und Wohlstand
vor vielen Jahren meine Wiege stand.*

*Ich sah als kleines Mädchen mich dort spielen
im Park wie eine kleine Königin.
Ich hatte alles, was mein Herz begehrte,
und vieles kommt mir heute in den Sinn.*

*Wie herrlich war's, durch Feld und Flur zu streifen,
bis hin zum gar nicht allzu lernen Wald,
wo in dem frischen Frühlingsgrün der Bäume
des lieben Kuckucks heimlich Ruf erschallt.*

*Und in des Sommerabends Dämmern steh ich
ganz still und lausche gern dem süßen Schall,
dort, hinter wogend gold'nem Ährenfelde,
im grünen Busch, da singt die Nachtigall.*

*Ich seh den Hof, die Schmiede, Scheun' und Speicher
in Irjedlicher und stiller Abendruß,
am Himmel steht des Vollmonds Silberkugel,
und schaut herab und nickt mir freundlich zu.*

*Dann kommt der Herbst mit seiner reichen Fülle,
mit Früchten, Garben, Erntewagen schwer.
Wenn Garten, Feld und Flur uns alles geben,
sind Keller, Scheun und Speicher nicht mehr leer.*

*Der Wald zeigt sich in seinen schönsten Farben,
die Dreschmaschine singt ihr emsig Lied.
Der Wind, er weht nun über Stoppelfelder.
Ein Schwarm von Kranichen nach Süden zieht.*

*Der nimmermüde Landmann pflügt den Acker
und streuet neuen Samen in das Land.
Er hofft auf neues Wachsen und Gedeihen,
Legt alles fromm in Gottes gütige Hand.*

*Und wenn im Winter weiße Flocken liegen
auf allem wie ein dickes, weiches Tuch,
dann fahren wir, ver mummt in warme Pelze,
zu unsern lieben Nachbarn zu Besuch.*

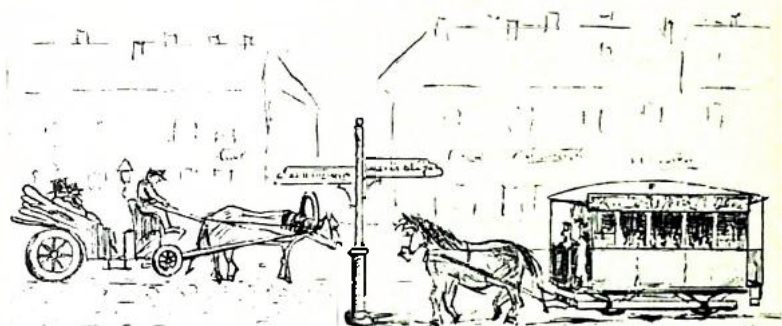
*Hei, wie die Schlittenglocken lustig klingen!
Der Hafer spickt, die Pferdchen laufen Trab.
Bald sehen wir das gaslich Haus des Nachbarn
und werfen dort die dicken Hüllen ab.*

*Die Hausfrau kommt, der Teekessel summt leise,
im Zimmer spür ich Pfefferkuchenduft.
Ja wirklich, wieder ist ein Jahr vergangen,
und wieder liegt die Weihnacht in der Luft.*

*Und wie gemütlich ist ein Winterabend
mit Backwerk, Nüssen, Bratäpfelgeruch,
wenn Mutter strickt und Vater liest die Zeitung,
und ich betracht' mein neues Bilderbuch.*

*Und dann sitzt Mütterlein an meinem Bette
und streichelt meine kleine Kinderhand,
und Vater, voller zärtlich-guter Laune,
wirft Schattenbilder für mich an die Wand.*

*Nichts wußten wir von dem Atomzeitalter,
nichts von Raketen, schneller als der Schall,
Da wollte niemand noch den Mond erreichen,
der ferne liegt im großen Weltenall.*



Aus guter, alter Zeit: die „Konka“ (Pferdebahn) in Kauen.

*Da gab es noch kein Hasten und kein Jagen,
da herrschten Frieden und Zufriedenheit.
Drum denken wir in unsern eif'gen Tagen
so gerne an die ferne Kinderzeit.*

*Viel schwere Jahre sind seitdem vergangen,
den Vater deckt der grüne Rasen zu,
Erst an der Schwelle unseres Lebens stehend,
begleiteten wir ihn zur ew'gen Ruh.*

*Dann kam der Krieg, es kam das große Wandern,
als wir verließen Scholle, Hof und Haus.
Und mit so vielen andern Leidgenossen
trieb uns das Schicksal in die Welt hinaus.*

*Amerika, du Schmelztiegel der Völker,
du nimmst uns auf, du lindertest die Not.
Und mit der Kraft, die Gott uns noch erhalten,
mühen wir uns hier um's liebe täglich Brot.*

*Genug für heut, ich laß die Feder sinken
und lösche leis das helle Schreibtischlicht.
Und wie ich nochmals alles überdenke,
rollt eine Träne über mein Gesicht.*

A N S C H R I F T E N

Landmannschaft der Litauendeutschen im Bundesgebiet e. V.
BUNDESVORSITZENDER UND SPRECHER: Prof. Dr.
Johannes Strauch, 574 Linz, Muzenbruch 15, Tel. 7 23.

BUNDESGESCHAFTSSTELLE: 3 Hannover, Engelbosteler
Damm 75 A, I Zi. 10, Telefon 7 49 75. Postscheckkonto: Han-
nover 882 81.

REFERAT FÜR RECHTS- UND 131er-FRAGEN:
ORR. a. D. Walter Baumgärtel, 78 Freiburg, Ludwigstraße 24.

**REFERAT FÜR LASTENAUSGLEICHS- UND
RENTENFRAGEN:** Albert Blum, 62 Wiesbaden- Klop-
penheim, Rambacherweg 5.

REFERAT FÜR PRESSEFRAGEN: Woldemar Günther,
332 Salzgitter-Lebenstedt, Am Saldergraben 12.

REFERAT FÜR JUGENDFRAGEN: Eduard von Hilchen,
673 Neustadt, Lüderitzstraße 18.

REFERAT FÜR FRAUEN: Frau Lydia Januszis, 7 Stuttgart-
Mühlhausen, Aldingerstraße 131.

REFERAT FÜR DOKUMENTATION: Peter von Kattbee,
2224, Burg/Dithm., Am Sportplatz 9.

REFERAT FÜR KULTURFRAGEN: Pastor Alfred Franz-
keit, 2839 Freistadt.

REFERAT FÜR HEIMKEHRERFRAGEN: Albert Unger,
576 Neheim-Hüsten, Graf-Galen-Straße 21.

A N S C H R I F T E N D E R G R U P P E N :

I. Landesgruppe Berlin:

Vorsitzender Arnold S a h m, 1 Berlin-Charlottenburg, Suarez-
straße 28. Landesgeschäftsstelle 1 Berlin SW 61, Stresemann-
straße 90—102.

II. Landesgruppe Baden-Württemberg:

Vorsitzender Johann S p e r t a l, 725 Leonberg, Tunnelstr. 22.

1. Bezirksgruppe Stuttgart: Vorsitzende Frau Lydia Ja-
nuszis, 7 Stuttgart-Mühlhausen, Aldingerstr. 131.

2. Bezirksgruppe Tübingen: Sitz Reutlingen, Vorsitzender Max
Saurien, 7417 Pfullingen, Wilhelmstr. 18.

III. Landesgruppe Bayern:

1. Vorsitzender Ewald Gerulat, 8359 Blindham ü. Vilshofen.
2. Vorsitzender Walter Lüneburger, 85 Nürnberg, Schwein-
nauer Hauptstraße 48.

1. Bezirksgruppe Südbayern: Ewald Gerulat, 8359 Blindham
2. Bezirksgruppe Franken: Walter Lüneburger, 85 Nürn-
berg, Schweinauer Hauptstraße 48.

a) Schweinfurt: Theodor Knappke, 872 Schweinfurt, Hayl-
mannstraße 2.

IV. Landesgruppe Bremen:

- Vorsitzender Emil Koschek, 28 Bremen, Rembertistr. 21.
1. Ortsgruppe Bremen: Vors. Bruno Sprung, 28 Bremen, Driltstraße 16.
 2. Kreisgruppe Bremerhaven/Wesermünde: Vorsitzender Walter Fink, 285 Bremerhaven, Schwalbenweg.
 3. Kreisgruppe Bremervorde: Vorsitzender Dr. Gustav Kubat, 2131 Gyhum ü. Rotenburg (Hannover).
 4. Bezirksgruppe Diepholz: Vors. Pastor Alfred Franzkeit, 2839 Freistatt.
 5. Bezirksgruppe Oldenburg: Vorsitzende Lydia Radetzky, 295 Leer/Ostfr., Evenburgallee 66.
 6. Kreisgruppe Osterholz/Scharmbeck: Vorsitzender Ewald Bronnemann, 286 Osterholz/Scharmbeck, Königsberger Straße 23.
 7. Bezirksgruppe Verden: Vorsitzender Alexander Wegner, 309 Verden/Aller, Dettingerstraße 3.

V. Landesgruppe Hamburg:

- Vorsitzender Eugen Ludwig, 2 Hamburg-Billstedt, Rehkoppel 123.
1. Bezirksgruppe Hamburg-Geesthacht: Vorsitzender Sigismund Lung, 2 Hamburg-Geesthacht, Lerchenweg 21.

VI. Landesgruppe Hessen:

- Vorsitzender Albert Blum, 62 Wiesbaden-Kloppenheim, Rambacher-Weg 5.

VII. Landesgruppe Niedersachsen:

- Vorsitzender Arnold Döring, 3 Hannover, Yorkstraße 11.
1. Bezirksgruppe Braunschweig/Salzgitter-Lebenstedt: Vorsitzender Wilhelm Kumpfert, 3321 Salzgitter-Reppner, Am Kiehwinkel 9.
Geschäftsstelle: 332 Salzgitter-Lebenstedt, Propst-Tittelbach-Weg 11.
 2. Bezirksgruppe Hannover: Vorsitzender Hermann Hahn, 3 Hannover, Backhausenweg 1.
 3. Bezirksgruppe Lüneburg: Vorsitzender Eduard Kolbe, 3144 Amelinghausen.

VIII. Landesgruppe Nordrhein-Westfalen:

- Vorsitzender Albert Unger, 576 Neheim-Hüsten, Graf-Galen-Straße 21.
1. Kreisgruppe Bielefeld: Vorsitzender Alexander Blum, 48 Bielefeld, Angelstraße 22.
 2. Kreisgruppe Bochum: Vorsitzender Edmund Klein, 432 Hattingen/Ruhr, Schillerstr. 10.
 3. Kreisgruppe Dortmund: Vorsitzender Adolf Hermann, 46 Dortmund, Scheffelstraße 14.
 4. Kreisgruppe Düsseldorf: Vorsitzender Sigismund Blum, 4 Düsseldorf, Solinger Straße 30.
 5. Bezirksgruppe Duisburg: Vorsitzender Richard Krause, 41 Duisburg, Sternbuschweg 102c.
 6. Kreisgruppe Essen: Vorsitzender Otto Wiemer, 43 Essen, Langenbeck 25/27.

7. Kreisgruppe Hagen und Sauerland, Sitz in Hagen: Vorsitzender Erhard Heß, 58 Hagen/Westf., Volmestraße 54a.
 8. Kreisgruppe Köln: Vorsitzender Gustav Kebab, 5 Köln, Richard-Wagner-Straße 26.
 9. Kreisgruppe Lüdenscheid: Vorsitzender Karl Butkewitsch, 588 Lüdenscheid, Glatzer Straße 78.
 10. Kreisgruppe Mülheim: Vorsitzender Otto Müller, 433 Mülheim/Ruhr-Dümpten, Ilseweg 5.
 11. Ortsgruppe Neheim-Hüsten: Vorsitzender Otto Schröder, 5759 Bachum, Im Ohl.
 12. Kreisgruppe Oberhausen: Vorsitzender Otto Dorn, 41 Duisburg, Herwartstraße 148.
 13. Bezirksgruppe Witten/Ruhr: Vorsitzender Heinrich Zimmermann, 58 Witten/Ruhr, Ledderken 2.
- IX. Landesgruppe Rheinland-Platz:**
Vorsitzender Eduard v. Hiltchen, 673 Neustadt, Lüderitzstr. 18.
1. Kreisgruppe Strömberg/Hunsrück: Vorsitzende Frau Ruth Gaigalat, 6534 Strömberg/Hunsrück, Schwiekerstr. 13.
- X. Landesgruppe Schleswig-Holstein:**
Vorsitzender Arthur Hoffmann, 237 Rendsburg, Danziger Straße 2.
- „HEIMATSTIMME“**, Das Heimatblatt der Deutschen aus Litauen in aller Welt, Salzgitter-Lebenstedt, Am Saldergraben 12, am Stadtpark, Telefon 4 20 75.
- Hilfskomitee der Evangelischen Deutschen aus Litauen:**
Der Vorsitzende: Senior-Pastor Hermann Jaekel, 3511 Atzenhausen, Telefon 0 55 45/3 91
Geschäftsstelle: 34 Göttingen, Goßlerstraße 2.
Heimatortskartell der Litauendeutschen: 2224 Burg/Dithm., Buchholzerstraße 40.
Heimatauskunftsstelle Baltikum, Abt. Litauen: 62 Wiesbaden, Schillerplatz 2.
- „Deutsch-Litauische Vereinigung“** im Rahmen der „Baltischen Gesellschaft“, 8 München-Pasing, Gräfstraße 72.
- Konvent der zerstreuten evangelischen Ostkirchen**, 3 Hannover, Andreasstraße 2.
- Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland**, Zentralbüro: 7 Stuttgart, Stafflenberger Straße 66.
- Evangelisches Hilfswerk für Internierte und Kriegsgefangene**, Bischof D. Heckel, 8 München 2, Nymphenburger Straße 52.
- Beratungsstelle des Evangelischen Hilfswerk für Auswanderer**, 7 Stuttgart, Gerokstraße 17.
- Deutsches Rotes Kreuz:** Nachforschungszentrale für Wehrmachtvermißte, 8 München 13, Infanteriestraße 7 Suchdienst für Zivilversleppte, Zivilgefangene, Zivilinternierte: 2 Hamburg-Osdorf, Blomkamp 51.
- Gesamtverband der Sowjetzonenflüchtlige**, 53 Bonn, Kirchstraße 3.
- Bund der Vertriebenen — Vereinigte Landsmannschaften und Landesverbände** — 53 Bonn, Kölnstraße 3.
- PATENSTADT Neheim-Hüsten/Westfalen.**

DER DEUTSCHE AUS LITAUEN

trägt zum Zeichen seiner lands-
mannschaftlichen Verbundenheit
sein



heimatliches Wappen, das silberne
Rautenkreuz im grünen Rautenfeld
auf schwarz-weißem Schild.

Zu haben bei allen Gruppen und in den
Geschäftsstellen der Landsmannschaft.